Erzählungen

von

J. D. H. Temme.

Sechster Band:

Ein altes Grafengeschlecht. — Angeführt! — Ein schweres Unglück.

Leipzig, 1868.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Ein altes Grafengeschlecht.

Der Mönch hielt ihnen freundlich seine Hand hin. „Wie sagt Ihr sonst zu dem Pater, Ihr Kinder?"

„Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pater!"

„Amen, Ihr Kinder! Und so sagt es immer und vergeßt ihn nie. Denn er ist der beste Freund der frommen Kinder."

Er zog hinten aus seiner Kapuze sein kleines altes Brevierbuch hervor, und aus dem Buche nahm er kleine Heiligenbilder, für jedes der Kinder eins, und schenkte sie ihnen. Die Kinder eilten glücklich zum Fährhause zurück, um die Bilder der Mutter zu zeigen.

Während der Ueberfahrt über den Strom sah der Fährmann den Mönch neugierig an, wagte aber keine Frage an ihn zu richten. Als sie das andere Ufer erreicht hatten, sagte er nur, als wenn er Jemanden vor sich habe, der in der Gegend fremd sei: „Sie müssen durch den Wald dort rechts, Herr Pater. Gleich hinter dem Walde liegt Frankenfelde. Den Weg werden Sie nicht verfehlen können, er führt mitten durch den Wald."

„Ich danke," sagte der Mönch.

Der Fährmann fuhr zurück, und der Mönch schlug den Weg ein, den der Fährmann ihm be-

zeichnet hatte. Er ging ihn sicher, als wenn er ihn auch ohne die Bezeichnung des Fährmanns gekannt hätte. Trotzdem blickte er aufmerksam nach allen Seiten umher; jeder Baum, jeder Graben, jedes Acker- und Wiesenfeld, die Steine am Wege schienen ein eigenthümliches Interesse für ihn zu haben.

Der Feldweg, in dem er ging, brachte ihn nach rechts zu einer breiten Waldung. Eine Landstraße, die nach der Hauptstadt der Provinz führte, lief am Walde vorbei. Als der Mönch sie überschreiten wollte, bog um eine Krümmung des Waldes und der Straße die Spitze eines Haufens Reiterei. Der Mönch trat hinter ein paar Weidenbäume zurück, die am Wege standen and ihn verbargen.

Eine Escadron französischer Kürassiere ritt langsam und still in der Straße an dem Mönche vorüber. Es waren schöne, stattliche Leute in den blanken, schimmernden Kürassen, mit den stolzen rothen Federbüschen auf den hohen Helmen, mit den großen, kräftigen Rappen, auf denen sie so leicht saßen und so still und doch so stolz einherritten. Der Mönch sah sie mit einer edlen Trauer, mit einem stillen Zorne und murmelte einige Worte.

Die Escadron war vorüber geritten und in einer neuen Krümmung der Landstraße verschwunden. Nur ein einzelner Officier war zurückgeblieben und hielt mitten im Wege; er schien auf etwas zu warten. Gleich darauf erschienen auch unter den Bäumen des Waldes an der andern Seite der Landstraße zwei Reiter, die nicht zu der eben gesehenen Truppe gehörten. An den dunkelblauen Röcken mit den rothen Rabatten und an den hohen dreieckigen Hüten erkannte man französische Gensd'armen. Der Officier ritt auf sie zu. Sie sprachen eilig und angelegentlich mit ihm, dann kehrten sie in den Wald zurück, und der Officier sprengte im Galopp der Escadron nach. Alles war ganz still und heimlich geschehen.

Die Gegend war menschenleer. Häuser standen nicht da. Der Abend war nahe, und am Sonnabende hatten die Arbeiter in Feld und Wald früh Feierabend gemacht, um noch im Hause Alles für die morgende Sonntagsruhe bestellen zu können.

Der Mönch setzte seinen Weg fort. Er durchschritt die Landstraße und ging in tiefem Nachdenken in den Wald hinein. Er dachte wohl an die Heimlichkeit der Fremden in dem deutschen Lande, die hier Herren und doch Feinde waren,

weil sie wußten, daß sie selbst, gerade als Herren, die verhaßtesten Feinde waren. Was konnten sie da Gutes vorhaben? Er wurde in seinen Betrachtungen unterbrochen. Zur Seite im Gebüsche vernahm er einen leichten, behenden, raschen Schritt, der sich dem Wege näherte, den der Mönch verfolgte. Nach wenigen Augenblicken erschien hier ein Mann in ländlicher Tracht, mit einem langen Korbe, einer sogenannten Kiepe, auf dem Rücken. Er sah sich in dem Wege um, erblickte den Mönch und stutzte einen Moment; dann blieb er stehen, den Mönch zu erwarten, der zu ihm herankommen mußte.

„Guten Abend, Herr Pater," begrüßte ihn der Fremde.

„Guten Abend, und gelobt sei Jesus Christus."

„Amen, Herr Pater. Aber ich bin lutherisch."

„Der Herr Christus hat für uns Alle gelebt, ist für uns Alle gestorben."

„Hm, ja —"

Der Mann wollte noch etwas hinzusetzen. Der Mönch sah ihn streng an. Der Mann schwieg, aber mit einem eigenthümlichen Lächeln des klugen Gesichtes und der fast lauernd forschenden Augen.

„Wir gehen einen Weg?" fragte er dann.

„Ich weiß nicht, wohin Sie gehen," sagte der Mönch.

„Ich? Ich gehe nach Frankenfelde. Ich bin Lumpensammler, wie Sie hier in meiner Kiepe sehen können, und in Frankenfelde mache ich immer gute Geschäfte."

Die Kiepe des Mannes war bis oben hin mit Lumpen gefüllt. Der Mönch antwortete ihm nicht. Er hatte sich die volle Kiepe angesehen und mochte wohl Vergleichungen anstellen über die Lumpen und über das kluge Gesicht und das leichte, gewisse Wesen des Mannes, der sie trug.

„Und wohin wollen Sie?" fragte der Lumpensammler mit diesem dreisten Wesen.

„Ich gehe ebenfalls nach Frankenfelde," erwiderte der Mönch.

„Ah, Sie wollen da morgen den Gottesdienst halten?"

„Ja."

„Lesen Sie jeden Sonntag die Messe dort?"

„Das Kloster schickt jeden Sonntag einen Pater hin."

„So sind Sie wohl bekannt im Schlosse?"

„Ich bin heute zum ersten Male hingeschickt."

„Potz Velten, Herr Pater, wie käme denn

das? In Ihrem Kloster drüben — Heiligen-
kreuz heißt es ja wohl?"

„Heiligenkreuz heißt es."

„Nun, da sind, so viel ich weiß, nur noch drei oder vier Patres?"

„Vier!"

„Also vier. Da müßte alle vier Wochen die Reihe an Sie kommen."

„Ich bin erst seit drei Tagen im Kloster."

„Potz Velten, und wie käme denn das? Das Kloster darf keine Mönche mehr annehmen. Es soll aussterben. Es ist ja schon todt."

Der Mönch hatte schon lange den dreisten Frager mit scharfen Augen angesehen, aber nur anfangs mißtrauisch. Er antwortete ruhig und unbesorgt: „Ja, und darum bin ich da. Ich habe mit einem jüngeren Pater tauschen dürfen."

„Und woher sind Sie gekommen?" fragte der Lumpensammler, der in seiner Neugierde und in seinem Fragen unermüdlich war.

„Ich komme weit her," sagte der langmüthige Mönch.

„Aus —?"

„Aus Polen."

„Hm, das ist allerdings weit her. Aber Sie gehen so allein? Sie kennen die Wege?"

Der Lumpensammler sah den Mönch mißtrauisch von der Seite an. Der Mönch mußte es nicht bemerken.

„Ich habe sie mir zeigen lassen,“ sagte er unbefangen. „Jetzt führen Sie mich ja.“

„Freilich! — Waren Sie lange in Polen, Herr Pater?“

„Manches Jahr.“

„Und was führte Sie nach Deutschland zurück? Sie sind doch ein Deutscher?“

„Man stirbt am liebsten im Heimathlande.“

„Unter den Seinigen, Herr Pater. Haben Sie die Ihrigen hier?“

„Ich habe keine Verwandten mehr.“

In dem alten Mönche schienen wehmüthige Erinnerungen aufzutauchen.

Der Lumpensammler begann ein anderes Gespräch.

„Sahen Sie vorhin die französischen Soldaten, Herr Pater?“

„Ich sah sie.“

„Tüchtige Soldaten, diese Franzosen! Der deutsche Soldat ist nichts gegen sie.“

„Es war doch einmal anders,“ fuhr der Mönch etwas auf.

„Wann wäre das gewesen?“ forschte der Lumpensammler.

„Bei Roßbach zum Beispiel.“

„Hm, da waren die Reichssoldaten eben so schlecht.“

„Die Führer!“

„An den Führern liegt es immer. Wenn Deutschland noch einmal einen alten Fritz bekommen könnte, so würde ihm die Welt gehören. Aber treiben wir keine Politik, Herr Pater. Es ist gefährlich jetzt. Französische Spione treiben sich überall umher —“

Der Lumpensammler schwieg plötzlich. Er war stehen geblieben und horchte in den Wald hinein. Hinter den beiden Fußwanderern hörte man den Galopp eines Pferdes näher kommen. Der Lumpensammler schien ängstlich geworden zu sein.

„Treten wir einen Augenblick in das Gebüsch, Herr Pater.“

„Warum?“

„Es ist ein Franzose; er darf uns nicht sehen.“

„Und warum nicht?“

„Nachher. Kommen Sie.“

Der Lumpensammler sprang hinter ein Gebüsch, das ihn verbarg. Der Mönch blieb ruhig im Wege und trat nur zur Seite, um von dem

mitten im Wege heransprengenden Reiter nicht überritten zu werden. Der Reiter war ein französischer Kürassierofficier, ein noch ziemlich junger Mann mit einem hübschen, kecken, südlich geformten und südlich gebräunten Gesichte. Mit seinen großen, blitzenden Augen sah er im Vorübersprengen den Mönch zuerst neugierig, dann mit einem leisen Spotte an. Der Mönch sandte ihm einen nachdenklichen Blick nach. Der Lumpensammler kam wieder aus dem Gebüsche hervor.

„Haben Sie sich den Reiter angesehen, Herr Pater?"

„Ja."

„Es war der Oberst des Regiments, von dem Sie die Schwadron sahen. Einer der jüngsten, aber auch der tüchtigsten Obersten in der Armee des Kaisers. Darum auch der Liebling seines Kaisers und — hm, Herr Pater — und aller schönen Frauen."

„Warum verbargen Sie sich vor ihm?" fragte der Mönch.

Der Lumpensammler ließ die Frage unbeantwortet.

„Ja, Herr Pater," fuhr er in seiner fast ebenso leichtfertigen, wie dreisten Weise fort, „solch ein hübscher und tapferer französischer Officier kann

von den deutschen Frauen erzählen, und wenn Sie hier Beichtvater wären, auch in dem Schlosse da hinten, von dem wir nicht mehr weit sind, hm, Herr Pater, Sie würden noch mehr erzählen können. Das Beichtgeheimniß freilich macht Sie stumm?"

Er sprach die Worte fragend. Diesmal antwortete der Mönch nicht. Aber er hatte eine strenge Bemerkung.

„Sie sind ein Deutscher, und sprechen so von deutschen Frauen!"

„Pah!" sagte der Lumpensammler, „ich bin kein Deutscher, ich bin ein Holländer. Aber wenn ich auch ein Deutscher wäre, sollte ich loben, was Schlechtes in meinem Vaterlande ist? Aber da ich ein Holländer bin, so schweigen wir von der Sache. Sie werden im Schlosse Frankenfelde ohnehin genug erfahren, mehr, als einem so frommen Pater lieb sein kann. Aber noch eine Frage, Herr Pater. Sie hatten vorhin die Kürassiere früher gesehen, als ich. Da ich sie sah, kam ein einzelner Officier hinterher gesprengt; hatten auch Sie ihn bemerkt?"

„Ich hatte ihn bemerkt," antwortete der Mönch.

„Und warum war er zurückgeblieben?"

„Er hatte ein Gespräch mit zwei Gensd'armen."

„Ah!“ wollte der Lumpensammler ausrufen. Er erstickte den Ruf und fuhr gleichgültig fort: „Sehen Sie, Herr Pater, sagte ich Ihnen nicht, daß die Franzosen überall spioniren? Sprachen die Gensd'armen lange mit dem Officier?“

„Wie es schien, nur wenige Worte.“

„Und dann?“

„Kehrten sie in den Wald zurück.“

Der Lumpensammler fragte nicht mehr. Er war nachdenklich geworden, und damit still und sogar ernst. Die beiden Wanderer gingen schweigend neben einander weiter und kamen nach einer Weile an das Ende des Waldes. Noch unter den Bäumen machte der Lumpensammler Halt.

„Herr Pater, Sie sind ein frommer, gottesfürchtiger und auch ein ehrlicher Mann.“

„Ich denke es,“ sagte der Mönch.

„So werden Sie mir eine Bitte erfüllen. Verschweigen Sie im Schlosse, daß Sie mich gesehen haben.“

„Ich werde es.“

„Auch wenn Sie nach mir gefragt werden.“

„Ich spreche nie eine Unwahrheit.“

„Hm, Herr Pater, man kann viel verschweigen, ohne gerade die Unwahrheit zu sprechen. Sie werden hier ein gutes Werk thun.“

„Seien Sie beruhigt," sagte der Mönch.

„Und wenn Sie mich wieder sehen sollten, so kennen Sie mich nicht."

„Beruhigen Sie sich auch darüber."

„So leben Sie wohl, Herr Pater. Wir müssen uns hier trennen. Wenn ich katholisch wäre, so würde ich Sie um Ihren Segen bitten."

„Der Segen ist des Himmels," sagte der Mönch, „und ihn erflehe ich täglich für alle Menschen. Er sei auch mit Ihnen."

„Ich danke Ihnen, mein guter Pater."

Der Lumpensammler verließ den Weg, in dem sie waren, aber nicht den Wald; er ging seitab unter den Bäumen weiter und war bald den Augen und den Ohren des Mönchs entschwunden.

Der Mönch verfolgte den Weg. Nach wenigen Minuten hatte er den Saum des Waldes erreicht und ließ sich unter einem der letzten Bäume nieder, um sich das Land anzusehen, in das er hineintreten sollte. Die Abendsonne sandte ihre letzten Strahlen über die Gegend.

Es war eine weite Ebene, in die der Mönch hineinblickte. Blaue Berge begrenzten sie in der Ferne, Aecker und Wiesen bedeckten sie, von Waldungen durchschnitten. Im Vordergrunde lag ein weitläufiger Edelsitz. Bäume und Buschwerk, die

sich noch vor ihm befanden, ließen ihn nur halb erkennen. Man sah nur eine Menge zusammenliegender Gebäude, die sich um ein großes, hohes, altes Schloß zu gruppiren schienen, das mit seinem grauen Dache und mit seinen Spitzen und Thürmen weit über alle die anderen Dächer empor ragte. Schloß und Gebäude lagen zur Seite des Weges, der durch die Ebene führte; eine dichte Allee von Pappeln verband ihn mit dieser.

Der Edelsitz war noch ungefähr zehn Minuten von der Stelle entfernt, an welcher der Mönch unter dem Baume saß. Der Blick des Greises war wie festgebannt auf das alte hohe Schloß, auf die Gebäude, die es umgaben, auf die Pappelallee, die hinführte. Die Augen waren ihm feucht geworden. Er saß lange so. Der Abend war ruhig, tiefe Stille herrschte umher, auf den Feldern ruhte auch hier die Arbeit; die Sonne schien kaum noch; morgen war Sonntag. Von dem weitläufigen Edelsitze tönte kein Laut herüber.

Die Sonne ging unter. Ihr letzter Strahl war durch die Bäume auf das Schloß gefallen, dunkelroth auf die alten grauen Mauern und Thürme. In der Secunde darauf lagen sie wieder grau und fahl da, wie unter einem Leichentuche. Heute roth, morgen todt! sagt ein Sprüchwort.

Der Mönch hatte stumm gesessen. Als das graue Leichentuch sich über das Schloß legte, fuhr er mit der Hand über die Augen; sie waren ihm wieder trocken. Er wollte sich erheben, um seinen Weg fortzusetzen, wurde aber daran gehindert.

Von dem Schlosse her kam in der Allee ein Reiter in bürgerlicher Kleidung. Er ritt in scharfem Trab, als wenn es eilig sei. Als er das Ende der Allee erreicht hatte, bog er in den Landweg nach der Richtung des Waldes ein und ritt dann in diesen hinein. Er war nahe an dem Mönche vorbeigekommen, hatte diesen aber nicht gesehen. Er konnte in dem Walde kaum hundert Schritte zurückgelegt haben, als er angerufen wurde.

„Doctor, halt!" hörte der Mönch rufen.

Der Mönch erkannte die Stimme des Lumpensammlers. Der Reiter hielt sein Pferd an. Der Mönch blieb noch einmal auf seiner Stelle. Das Gespräch des Reiters und des Lumpensammlers fesselte ihn.

„Wie steht es, Doctor?" sagte der Lumpensammler.

„Schlecht, sehr schlecht!" war die Antwort.

„O, Sie haben doch noch Hoffnung?"

„Wenige. Bis Mitternacht hat sie die Krisis

überstanden, oder sie ist todt. Und er, wenn er sie noch sehen will —"

„Herr des Himmels!" unterbrach der Lumpensammler den Doctor.

„Was giebt's, Hauptmann?"

„Was es giebt? Er kann heute unmöglich kommen."

„Er muß, er muß."

„Es ist nicht möglich, Doctor, sage ich Ihnen."

„Es muß möglich werden. Hören Sie, Hauptmann, bis Mitternacht ist sie todt, wenn sie ihn bis dahin nicht gesehen hat. Kann in der Welt etwas ihr zu Hülfe kommen, die Krisis zu überwinden, so ist es dieses Wiedersehen. Und welch ein entsetzlicher Tod wäre es, Hauptmann! Ich habe bei manchem schweren Todeskampfe stehen müssen, heute Nacht würde ich es nicht können. Ich beschwöre Sie, Hauptmann."

Der Hauptmann, oder Lumpensammler, was es war, antwortete lange nicht. Er sann wohl nach, dann fragte er: „Hat man im Schlosse Nachrichten über ihn?"

„Man erwartet sie von Ihnen."

„Ich habe nur schlechte."

„Sie sind?"

„Vorhin zog jenseits des Waldes eine Schwadron Kürassiere vorüber."

„Kürassiere? Wozu die hier?"

„Hören Sie weiter. Der Adjutant des Obersten war dabei. Er blieb eine Weile zurück. Dann trafen zwei Gensd'armen zu ihm. Sie kamen aus dem Walde und sprachen eilig mit ihm; verschwanden wieder im Walde; er sprengte der Schwadron nach."

„Was hat man vor?" fragte der Doctor.

„Hören Sie noch mehr. Vor einer halben Stunde kam der Oberst hier durch den Wald. Er war nicht bei der Schwadron gewesen und jagte eilig dem Schlosse zu."

„O, das war es also!" hörte der Mönch den Doctor ausrufen.

„Was war?" fragte der Lumpensammler.

„Die Gräfin — Aber was geht sie uns an? Sprechen wir von der Anderen —"

„Erzählen Sie von der Gräfin! Was war es mit ihr?"

„Was es denn war? Ich hatte sie am Nachmittage wenig gesehen. Sie war unruhig, verdrießlich; sie schien etwas zu erwarten. Als ich vor zehn Minuten fortreiten wollte, begegnete sie

mir zufällig; sie sah so glücklich aus, sie strahlte vor Freude."

„Ja, ja, Freund Doctor, und wenn Weibern eine Lust im Busen brennt — mir will es fast grausig werden. Doctor, wenn sie zur Verrätherin würde?"

„Es ist nicht möglich!"

„Es ist Alles möglich, Alles einem Weibe, das von der Leidenschaft verblendet ist. Sie fragten, was man vorhabe? Fragen Sie es noch? Die arme Frau liegt im Sterben, bis heute Nacht ist es wahrscheinlich vorbei mit ihr. Heute Abend muß sie noch ihren Mann wiedersehen; sie könnte nicht leben, nicht sterben ohne ihn. Er muß sie wiedersehen; könnte er noch einen einzigen ruhigen Augenblick im Leben haben, wenn er sie nicht gesehen hätte und hinterher jenen entsetzlichen Tod der Frau erführe, von dem Sie eben selbst sprachen? Das Alles ist im Schlosse bekannt. Man erwartet ihn, sobald es dunkel geworden ist. Da sind jene Gensd'armen im Walde; es sind ihrer noch mehrere da; da ziehen die Kürassiere am Walde entlang, unter irgend einem Vorwande, aber in Wahrheit, weil man den Gens'darmen nicht traut, oder ihrer nicht genug hat; da kommt gerade heute der Oberst an, hat die schöne Frau

sofort flüchtig gesehen, das Versprechen eines längeren Rendezvous für den späteren Abend von ihr erhalten, wohl wenn der Mann gefangen, die Frau todt ist, ah, zum Teufel, vielleicht während die arme Frau, nachdem die Gensd'armen den Mann ihr aus den Armen gerissen, im Todeskampfe liegt — Doctor, ich zittere vor Wuth bei dem Gedanken. Und — und — Doctor, wenn Weiber verblendet sind! — Aber wie könnte er bis zu ihr kommen? Alle Zugänge zu dem Schlosse sind besetzt, vielleicht in einem Umkreise von einer Meile; ich kenne diese französischen Gensd'armen und Spione. Man sieht keinen einzigen von ihnen. Auch Sie, Doctor, haben keinen gesehen, und sind in den fünf Minuten vom Schlosse bis hier vielleicht schon an fünfen vorbeigekommen. Die Burschen liegen im sichersten Versteck. So wie der Rechte kommt, dann sind sie da, wie der Dieb in der Nacht, wie der Blitz aus heiterem Himmel. Da sollte ich ihn hierher, den Menschen in die Hände, den Bluthunden in die Fänge führen? — Aber, Doctor, wenn es denn einmal so ist, wenn in diesem Schlosse denn einmal der Verrath, die Untreue, die Gemeinheit, der Wahnsinn herrschen sollen, dann mögen sie ganz darin herrschen, mit ihrer ganzen Gewalt, mit ihrer Ge-

walt der Vernichtung; dann mag auch Alles darin zu Grunde gehen. Aus den Ruinen wird dann kein neues Leben mehr erblühen. — Der Freiherr soll seine Frau wiedersehen, Doctor, damit sie in Ruhe sterben und damit er — sich, damit sie ihn todtschießen können. Um welche Zeit soll er da sein, Doctor?"

„Haben Sie ihn in der Nähe?" fragte der Doctor.

„So ziemlich."

„Kann er um neun Uhr heute Abend da sein?"

„Es ist jetzt halb acht. Ich denke."

„Gut. Er muß kommen, Hauptmann. Es geht nicht anders. Und Sie werden ihn sicher hin- und zurückbringen. Ich werde um halb neun wieder im Schlosse sein. Ich bin auf dem Wege zu einer armen Wöchnerin, die meiner Hülfe bedarf. Auf Wiedersehen, Hauptmann."

„Gott sei mit Ihnen bei der armen Frau, Doctor. Sie sind ein braver Mensch; Sie vergessen die Armuth nicht über den Reichthum."

Der Mönch hörte den Doctor weiter sprengen. Den Lumpensammler hörte er in die Tiefe des Waldes zurückgehen, in einer anderen Richtung, als die der Doctor eingeschlagen hatte.

Der Mönch hatte sich erhoben. Er setzte seinen Weg nach dem Schlosse fort. Er ging langsam, in tiefen Betrachtungen. Die Augen wurden ihm nicht wieder feucht; aber wie schwer ihm das Herz war, sah man dem langsamen Gange, der gedrückten Haltung, dem tief, fast ängstlich bekümmerten blassen Gesichte des alten Mannes an.

Auch der letzte Schimmer der Abendröthe war im Verschwinden, als er das Ende der Pappelallee erreichte. Er stand vor einem hohen, breiten, offenen Thore von Stein; durch das Thor blickte er in einen weiten Hof, der rund umher von Gebäuden umgeben war. Er trat in den Hof. In dem ersten Zwiedunkel des beginnenden Abends konnte er seine Umgebung noch unterscheiden. Der Hof war ein längliches, unregelmäßiges Viereck. Er hatte seine Gestalt durch die Gebäude empfangen, die um ihn herum gebaut waren; die Gebäude waren hingebaut, ganz wie Zufall oder Laune der Besitzer des Schlosses seit manchem Jahrhundert eingegeben hatten. Das älteste und zugleich größte von ihnen war das Schloß selbst. Es lag an der rechten Seite des Hofes und war ein weitläufiges, hohes, unregelmäßiges, graues Gebäude, mit einem hohen, spitzigen Dache, mit runden und viereckigen Thür-

men. So ragte es über alle die anderen Gebäude ringsum hoch empor.

Der Mönch sah keinen Menschen in dem weiten Hofe; er vernahm kein Geräusch in den sämmtlichen Gebäuden umher. Es war eine eigenthümliche Stille, in der er sich befand. Dazu das Zwielicht des Abends. Der Mönch stand zweifelhaft, wohin er sich wenden solle, um seine Ankunft anzukündigen und um Anweisung seines Quartiers zu bitten.

Hinten in dem Hofe sah er einen Menschen sich bewegen. Es war an der rechten Seite, an der das Schloß lag. Zu Ende des Schlosses und des Platzes trat ein dicker, runder Thurm hervor. Man konnte in der Entfernung und in dem Halbdunkel nicht unterscheiden, ob er frei oder noch mit dem Schlosse in Verbindung stand. An dem Thurme war die menschliche Gestalt erschienen, die der Mönch sah und die er ebenfalls nicht näher unterscheiden konnte. Er ging auf den Menschen zu, um weitere Nachricht von ihm zu erhalten. Als er ihm näher kam, glaubte er einen alten, gebückten Mann zu erkennen, der aber, wie gekrümmt der Rücken sein mochte, noch immer eine hohe Gestalt war. Der Mönch wollte ihn näher betrachten.

„Faſſ', Hannibal!" rief plötzlich mit einer rauhen Stimme der gebückte alte Mann.

Ein großer Hund ſprang an ſeiner Seite hervor auf den Mönch zu, der ſeinen Knotenſtock faßte. Der Stock war wohl derb und der Mönch war noch kräftig; ſein Kampf mit der großen wild auſpringenden Bulldogge wäre dennoch ein ungleicher geweſen.

„Zurück, Hannibal!" ſagte ruhig befehlend eine Stimme hinter dem Mönche.

Der Hund kehrte ſtill und gehorſam zu dem alten Manne zurück, welcher ſchweigend auf ſeinem Platze an dem runden Thurme geblieben war. Der Mönch aber, als er ſich nach dem umſah, der ihn von dem Hunde befreit hatte, ſtand einem Herrn in den dreißiger Jahren gegenüber.

„Sie ſind der Pater, der hier morgen die Meſſe leſen wird?" fragte der Herr.

„Der bin ich," erwiderte der Mönch.

„Folgen Sie mir."

Damit wandte ſich der Herr. Der Mönch folgte ihm, und Beide ſchritten quer über den Hof zu einem kleinen Gebäude, das dem Schloſſe gerade gegenüberlag. Sie traten in das Gebäude, ſtiegen eine Treppe hinauf und ſchritten bis an das Ende eines Ganges. Dort öffnete der Herr,

der auf dem ganzen Wege kein Wort gesprochen hatte, eine Thür.

„Das ist Ihr Zimmer," sagte er jetzt. „Ein Diener wird gleich kommen."

Er kehrte zurück. Der Mönch sah ihm eine Weile sinnend nach. Er hatte nur einen Augenblick in das Gesicht des Herrn blicken können und hatte vornehme Züge gesehen, aber mit einem stillen, trüben, melancholischen Ausdruck. Der Blick des Auges war ihm besonders eigen vorgekommen. Dem stillen, melancholischen Wesen des Herrn hatte der Ton der Stimme entsprochen, mit der er jene wenigen Worte gesagt.

Der Mönch trat in sein Zimmer. Es war, soviel er in der schon mehr als halben Dunkelheit unterscheiden konnte, ein sehr einfach, aber bequem möblirtes kleines Stübchen. Ein Bett stand darin, dem Bett gegenüber ein kleiner Altar, auf dem Altar ein Crucifix, vor ihm ein Betpult. Das einzige Fenster ging auf den Schloßhof.

Der Mönch warf einen Blick durch das Fenster auf den Hof, auf das hohe alte Schloß, dessen Portal dem Fenster in der geradesten Richtung gegenüberlag. Der Hof war dunkel und leer, wie er gewesen war; kein Mensch war darauf zu sehen. Das Portal war nicht erleuchtet, kein

Fenster war hell. Der Mönch sah nur wenige Augenblicke hin. Ein Seufzer wollte sich aus seiner Brust hervorringen; er drängte ihn zurück, ging zu dem Altar und kniete auf beiden Knieen vor dem Bilde des Gekreuzigten.

Sein Gebet wurde unterbrochen. Ein Diener trat in das Stübchen mit Licht und dem Abendbrode für den Mönch. Es war ein alter Mann mit nur noch wenigen schneeweißen Haaren. Der Mönch schien zusammenzufahren, als er ihn sah. Der alte Diener hatte es nicht wahrgenommen. Als er aber Licht und Speisen auf den Tisch gestellt hatte und nun den Mönch näher ansah, stutzte auch er und zuckte leicht zusammen.

„Sie waren noch nicht hier, Herr Pater?“ fragte er.

Der Mönch war wieder vollkommen ruhig.

„Ich bin der Nachfolger des Pater Ambrosius im Kloster,“ sprach er.

„Ja, ja,“ erwiderte der alte Diener. „Der Pater Ambrosius sagte das letzte Mal, daß er wegkommen werde, und an ihm wäre heute hier die Reihe gewesen.“

Er warf dennoch sonderbar zweifelhafte Blicke auf den Mönch. Er schien ihn etwas fragen zu

wollen; er gab es wieder auf. Aber ehe er ging, hatte er noch etwas zu sagen.

„Herr Pater, wenn Sie heute Abend oder morgen früh in's Freie gehen wollen, der große Hund wird Ihnen nicht wieder im Wege sein."

„Wer war der Herr, der mich von dem Hunde befreite und dann hierher führte?"

„Es war der Herr Graf."

„Und wer war der alte Herr, mit dem der Hund war?"

„Der Großvater des Herrn Grafen. Der alte Herr ist sehr alt," setzte der Diener von selbst hinzu, „schon in den neunziger Jahren. Da kommt der Mensch in seine Kindheit zurück."

Er wollte noch mehr hinzufügen, brach aber das Gespräch ab.

Der Mönch war wieder allein. Er genoß ein halbes Glas von dem Weine, den der alte Diener ihm gebracht hatte, dann setzte er sich in einen großen, alten ledernen Lehnsessel, der in dem Zimmer stand, und überließ sich seinen Gedanken. War doch so Manches hier, was ihn beschäftigen konnte. Was er davon nicht selbst gesehen und gehört, hatte er durch den Lumpensammler und den Doctor erfahren. Und Alles, was er gesehen und gehört und erfahren hatte, waren Räthsel.

Die kranke Frau, die nicht leben und nicht sterben konnte, bis sie ihren Mann wiedergesehen habe; ihr Mann, der sie nur wiedersehen konnte unter der Gefahr, von den rund umher auf ihn lauernden Franzosen erschossen zu werden; die schöne Gräfin, die verblendet war von der Leidenschaft zu dem schönen französischen Obersten, dem sie für den späteren Abend ein Rendezvous versprochen hatte, dem sie dann den Gatten der sterbenden Frau verrathen sollte; der alte, neunzigjährige gebückte Graf, der in seine Kindheit zurückgekommen, dem der Geist vielleicht wohl ganz und gar zerrüttet war; der Enkel dieses alten Grafen, dessen stilles Wesen ebenfalls einen so eigenthümlichen Charakter gehabt hatte; jener Lumpensammler endlich noch: das Alles waren Räthsel. Dazu diese tiefe Stille des Schlosses und seiner Umgebung, die schon für sich allein ein Räthsel war. Einige von diesen Räthseln, vielleicht alle, mußten sich noch in der Nacht lösen, die angebrochen war. —

Der Mönch wurde in seinen Gedanken unterbrochen. Es klopfte Jemand an seine Thür.

„Herein!" rief er.

Ein stattlicher, etwas runder Herr trat in das Stübchen.

„Guten Abend, Herr Pater."

Der Pater erkannte die Stimme des Doctors, dessen Gespräch mit dem Lumpensammler im Walde er angehört hatte.

„Guten Abend," erwiderte er.

Der Doctor gehörte zu den vortrefflichen Aerzten, die immer klar, entschieden und entschlossen, ohne Umstände, dabei freilich auch etwas derb und kurz angebunden sind.

„Herr Pater, ich soll Sie zu einer Dame hier im Schlosse führen, die schwer krank liegt und wahrscheinlich die Nacht nicht überleben wird. Sie wünscht, Ihnen zu beichten und die Sterbesakramente von Ihnen zu empfangen. Ich bin selbst zu Ihnen gekommen, weil ich eine Bitte an Sie hätte."

Der Mönch hatte sich den Arzt näher angesehen. Daß der Doctor ein braver, wohlwollender Mann sein müsse, hatte er schon aus dessen Worten im Walde entnommen. Er sah jetzt in ein braves, wohlwollendes, rundes Gesicht.

„Herr Doctor!" sagte er.

„Was, Sie kennen mich?" rief der Doctor.

„Sie sollen es hören. Ich wollte es Ihnen sagen, bevor Sie Ihre Bitte an mich aussprechen. Ich war vorhin im Walde Zeuge Ihrer Unterre-

dung mit einem Fremden, den Sie Hauptmann nannten, und der sich mir gegenüber für einen Lumpensammler ausgegeben hatte. Ich weiß also vielleicht Manches von dem, was Sie mir sagen wollten."

Der Arzt war einen Augenblick stutzig geworden. Dann sah er dem Mönch forschend in das Gesicht, und auch er hatte in ein ehrliches, braves Gesicht gesehen und war wieder beruhigt.

„Ich brauche meine Bitte kaum noch auszusprechen," sagte er. „Sie werden einer frommen edlen Frau die Beichte hören, die sich dennoch Manches vorwerfen wird, gerade weil sie so fromm und edel ist. Machen Sie ihr nicht ebenfalls Vorwürfe. Das sollte meine Bitte sein. Der Geistliche und der Arzt, sie haben ja, wenn es einmal zum Sterben kommt, eine Aufgabe: dem armen Sterbenden den Tod so leicht wie möglich zu machen. Der liebe Gott weiß ohnehin, was er ihm geben will. Aber ich sehe, ich brauche meine Bitte nicht mehr auszusprechen. Ist es Ihnen gefällig, Herr Pater?"

„Muß die Frau sterben?" fragte der Mönch.

„Ich fürchte, ja."

„Sie hat ihren Mann gesehen?"

„Nein. Und sie wird ihn wohl nicht mehr

sehen. Es ist neun Uhr vorbei — Sie wissen ja Alles — und von allen Seiten kommen bestätigende Nachrichten, daß das Schloß von allen Seiten besetzt ist. Der — Lumpensammler ist ein kluger und gewandter Mann; hier wird alle seine Klugheit und Gewandtheit scheitern."

„Gehen wir, Herr Doctor," sagte der Mönch. „Und was Ihre Bitte betrifft, so seien Sie unbesorgt."

Der Mönch sprach die Worte in einem so eigenthümlichen Tone, daß der Doctor ihn darauf ansehen mußte. Das blasse Gesicht des Greises war aber verschlossen. Sie verließen die Rentmeisterei, in der das Stübchen des Mönches lag, durchschritten quer den Schloßhof und traten in das große, weite Schloß. Sie waren aber nicht durch das hohe Mittelportal eingetreten. Der Arzt führte den Mönch durch ein schmales, dunkles Seitenpförtchen, das offen stand.

„Wir müssen," sagte er zu dem Mönche, „durch den unbewohnten Theil des Schlosses und durch Hinterthüren zu der Kranken kommen. Das Bedientenvolk darf Sie nicht sehen, es könnten Verräther darunter sein. Ihr Besuch bei der Kranken würde ihnen deren nahen Tod anzeigen; man würde weitere Vermuthungen daran knüpfen."

Sie stiegen eine schmale, dunkle Treppe hinauf; oben mußten sie lange Gänge durchschreiten, die matt erleuchtet waren. Der Doctor war auf dem langen Wege gesprächig, der Mönch desto einsylbiger.

„Sie hatten hier schon ein Abenteuer, Herr Pater? Der alte Conrad hat mir davon erzählt."

Der Mönch antwortete nicht.

„Es sind hier," fuhr der Doctor fort, überhaupt absonderliche Zustände. In alten Schlössern und Familien kommt das vor. Alter Samen artet aus. Nun, sie werden es erfahren, wenn Sie öfter hierher kommen. Aber wenn Sie mein ganzes Gespräch mit dem Freunde Lumpensammler da hinten im Walde gehört haben —"

„Ich habe es ganz gehört."

„Dann haben Sie schon ein gut Theil von den Dingen hier erfahren. Es war nur nicht viel Gutes, Herr Pater!"

„Nein!"

„Ja, ja, der alte Herr — Sie sahen ihn ja bei ihrem Abenteuer — er ist wieder ein Kind geworden, sagte Ihnen der alte Conrad; hm, er ist wahnsinnig und das war er schon lange, schon sehr lange. Alter Samen artet aus, und bei dem Alten kam noch etwas Besonderes hinzu; kein

Mensch weiß nur recht, was es war; aber Gutes war es wahrhaftig nicht, und davon ist all das weitere Uebel ausgegangen. Reichlich, Herr Pater! Da war seine einzige Tochter ihr Leben lang ein armes, unglückliches Geschöpf gewesen — ich habe sie nicht mehr gekannt; sie war früh gestorben — eine Wohlthat für sie; da sind seine beiden Enkel, — der junge Herr — ja, Herr Pater, der ist ein Kind, ein gutmüthiges Kind; aber mehr ist er auch nie geworden, nie gewesen; daß er gerade blödsinnig sei, darf man nicht sagen; Sie haben ihn ja auch gesehen. Und von seiner schönen Frau haben Sie gehört — aber von der jetzt nicht. Von der armen Frau, zu der wir gehen, muß ich Ihnen noch etwas sagen. Sie ist die Enkelin des alten Grafen — das vortrefflichste Wesen auf der Welt — aber still, Herr Pater —"

Der Doctor flüsterte die Worte. Er hatte seinen Schritt gehemmt und er horchte.

„Herr Pater," sagte er dann noch leiser, „gehen wir in jene Nische; aber treten Sie so leise wie möglich auf; wir dürfen nicht gehört werden."

Sie waren mitten in einem der langen, halberleuchteten Gänge, die sie zu durchschreiten hatten. Fünf Schritte von ihnen war eine tief einge-

schnittene Fensternische, in diese führte der Arzt den Mönch. Sie gingen mit fast unhörbaren Schritten und standen darin in völliger Dunkelheit. Sie horchten von neuem und vernahmen einen raschen, leichten Schritt, der näher kam.

„Teufel!“ fluchte der Doctor in sich hinein.

Es war eine Ahnung in ihm aufgestiegen, die ihn vergessen ließ, daß er in Gegenwart des alten, frommen Geistlichen fluchte.

„Halten wir den Athem an, wenn sie vorbeikommt,“ flüsterte er noch dem Mönche zu.

In dem dunklen Lichte des Ganges kam eine hohe Frauengestalt vorbei. Sie war schwarz gekleidet; man hörte die Seide rauschen; ein Capuchon umgab ihren Kopf, verdeckte ihr Gesicht. Ihr Gang war eilig, leicht, dennoch stolz. Leise trat sie nicht auf; sie war also entweder in diesem dunklen, abgelegenen Gange auf rechtem Wege, oder sie hatte nicht daran denken können, hier von Jemandem gesehen oder auch nur gehört zu werden. Sie war vorübergegangen.

„Pater,“ sagte der Arzt, „wissen Sie, wer das war?“

„Nein, Herr Doctor.“

„Es war die schöne Frau, von der Sie den Hauptmann, den Lumpensammler, und mich sprechen

hörten, die Gräfin, die Schloßherrin, die Gemahlin des schwachsinnigen Grafen, der Sie von dem Hunde befreite."

Der Mönch erwiderte nichts.

„Und wissen Sie, wohin sie geht?" fuhr der Arzt fort. „Zu dem Rendezvous geht sie! Zu dem Buhlen! Zu dem hübschen französischen Obersten. O, diese Franzosen! Nein, nein! Sie sind nicht schlechter, als Andere! Aber diese deutschen Weiber! Auf sie alle Schmach der Untreue, des Verraths, der Gemeinheit! Der Hauptmann hatte Recht. Da läuft sie zu dem Buhlen, die Ehrvergessene! Die deutsche Edelfrau zu dem Feinde ihres Vaterlandes, zu dem Unterdrücker ihres Volkes! O, und indem sie den einen Verrath begeht, fügt sie vielleicht den zweiten hinzu. Während ihre arme Schwägerin im Sterben liegt, verräth sie ihr den Gatten, und dieser Gatte ist einer der bravsten, der edelsten deutschen Männer. Sie haben den Namen des Freiherrn von ** gehört, Pater?"

Der Arzt sprach den Namen eines edlen deutschen Mannes aus.

„Ich habe ihn gehört," sagte der Mönch.

„Zu seiner sterbenden Gattin führe ich Sie. Ihn wollen die Franzosen in der heutigen Nacht

abfangen, und dazu alle die Anstalten, von denen Sie den Hauptmann mit mir sprechen hörten. Er hat ihren Kaiser beleidigt; er hat sein Volk zum Widerstande gegen die französische Tyrannei aufgefordert. Da ist sein Tod beschlossen, da wird auf ihn gefahndet von allen Seiten, da ist er gehetzt, wie ein flüchtiges, edles Wild. Es gelang ihm endlich, über die Elbe in sicheres Land zu entkommen, seine Frau mit einem Kinde mußte er zurücklassen. Sie waren lange mit ihm geflohen; sie hatte den Mann, den sie liebte, auf den sie so stolz war, nicht verlassen wollen. Da erkrankte das Kind, mit dem Kinde sie, und er mußte allein weiter fliehen. Sie suchte und fand ein Unterkommen in dem Schlosse ihrer Väter. Ihr Kind starb, mit ihr selbst wurde es schlimmer. Sie fühlte, daß sie sterben müsse, und hatte nur noch einen Wunsch für das Leben: noch einmal den Gatten wiederzusehen. Und sie hatte den Wunsch wieder nicht: sie wußte, daß seine Befriedigung dem edlen Gatten das Leben kosten könne. Da konnte sie nicht leben und nicht sterben. Ich schritt ein. Mit keinem der Ihrigen konnte ich mich berathen, nicht mit dem wahnsinnigen Großvater, nicht mit dem schwachsinnigen Bruder, nicht mit jenem ehrvergessenen Weibe. Mit dem alten

treuen Conrad sprach ich, dann mit dem ehrlichen Hauptmann, meinem Freunde und dem Freunde des Freiherrn. Er übernahm es, den Freiherrn herzuführen. Es mußte gewagt werden. Er war selbst früher Gensd'armeriehauptmann; er hatte dem Feinde des Vaterlandes nicht dienen wollen und darum seinen Abschied genommen. Er kennt Land und Leute, Wege und Schliche. Er holte den Freiherrn und er hat ihn in der Nähe. Aber seine Anwesenheit muß den Franzosen verrathen sein, denn sie haben überall ihre Spione. Ich hatte die Kranke auf das Wiedersehen vorbereiten müssen, sie hat ihre Freude gegen ihre Umgebung nicht verbergen können. Die Dienerschaft hat davon gesprochen, heimlich genug; die Spione haben es dennoch erfahren. Das Schloß und die ganze Gegend ist besetzt. Wir glaubten gleichwohl, es noch wagen zu müssen. Sie müssen sich wiedersehen, Beide. — Lassen Sie uns gehen, Herr Pater! Ich sollte eigentlich jenem ehebrecherischen Weibe nachgehen, ihr ihre Schande vorhalten, sie — O, und ich weiß nicht, was ich thue, während Sie bei der Kranken sind. Kommen Sie — aber halt! Was ist denn das wieder? Da geht wieder Jemand in diesem alten Gange, in dem man sonst Monate lang wandeln kann, ohne einem Menschen zu begegnen!"

Der Arzt hatte wieder leiser gesprochen. In dem Gange nahete sich wieder ein Schritt, aus derselben Richtung, aus welcher die stolze Dame gekommen war, und ging ebenfalls rasch, ebenfalls nicht leise, aber er war schwerfällig.

„Sollten die Franzosen, die Verfolger des Freiherrn, in das Schloß eingedrungen sein?" fragte sich der Doctor. „Alle Wetter, nein! Es ist der alte Graf, der Verrückte! Wie kommt der in diese Gegend des Schlosses? Wohin mag er wollen? Aber still! Keinen Laut! Der Alte hat Augen wie ein Luchs und Ohren wie ein Dachs."

Sie verhielten sich still. Die lange gekrümmte Gestalt des alten Grafen schritt mit raschem, schwerem Tritt vorüber. Der wahnsinnige Greis schien irgend etwas eifrig zu verfolgen; man glaubte es seinem stieren Auge anzusehen, das nicht rechts, nicht links blickte.

„Sollte er ihr folgen?" sagte der Doctor. „Sollte er etwas gesehen, erfahren haben? Er ist nicht ganz unvernünftig und hat für manche Dinge sogar ein scharfes Urtheil. Er soll schon vor einiger Zeit etwas gemerkt haben, meinte der alte Conrad. Ich muß es wissen. — Aber gehen wir zu der Sterbenden."

Sie verließen den Ort, der sie verborgen hatte.

Sie mußten noch weit in den langen Gang hineingehen, dann Seitengänge einschlagen, bis sie in den bewohnten Theil des weitläufigen Schlosses kamen, in welchem die Zimmer der kranken Freifrau sich befanden. In einem der Seitengänge erreichten siediese.

Der Arzt klopfte fast unhörbar an eine Thür, und eben so leise wurde die Thür von innen geöffnet. Eine alte Kammerfrau hatte sie geöffnet, sie ließ die Beiden in ein matterhelltes Zimmer treten, in welchem die tiefste Stille herrschte. Es war die Stille der Nähe des Krankengemaches, vielleicht, wahrscheinlich, bald des Todes. Wer hätte sie stören mögen!

„Was macht die Kranke?" fragte der Arzt.

„Sie ist ruhig geblieben, seitdem Sie fort waren. Sie erwartet den Herrn Pater."

„Melden Sie ihn."

Die Kammerfrau verschwand durch eine Seitenthür. Man hatte sie kaum gehen, die Thür kaum öffnen und wieder zumachen hören. Nach kurzer Zeit kam sie zurück, und mit ihr kam der alte Diener Conrad, der bei der Kranken gewesen war. Der alte Mann hatte Thränen in den Augen. Als er an dem Mönche vorbeiging, ergriff er dessen Hand; er drückte, er küßte sie.

„O, Herr Pater, Sie gehen zu einem Engel des Himmels —" Er konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

„Die gnädige Frau ist bereit," sagte die Kammerfrau.

Sie führte den Mönch in das Krankenzimmer, in diesem zu einem Bett.

„Der Herr Pater, gnädige Frau," sagte sie.

Sie kehrte in das Zimmer nebenan zurück, in dem sie gewartet hatte, um dort ferner zu warten.

Der Mönch war allein mit der Kranken, der er die Beichte hören und die er zum Sterben vorbereiten sollte, die ein Engel des Himmels war. Er stand an ihrem Bett. Auch in dem Krankenzimmer war nur eine halbe Helle; nur eine Nachtlampe brannte darin. In ihrem matten Scheine sah der Mönch die Kranke. Es war eine junge Frau, vielleicht im Anfange der dreißiger Jahre. Sie war schön; aber das weiße Gesicht war weißer als die weißen Kissen, auf denen sie lag. Dem alten Mönche weinte das Herz, wie er sie so sah. Er mußte gewaltsam das Schluchzen unterdrücken, das ihm in der Brust heraufzog. Aber immer mußte er sie wieder ansehen, wie man ein Bild ansieht, das wir schon früher einmal gesehen haben, als Kind vielleicht schon, das seitdem nie aus

unserer Erinnerung hat entweichen können, und das nun auf einmal vor unser leibhaftes Auge wieder hintritt.

„Sie wollen mir beichten, meine Tochter!“ sagte der Mönch, und seine Stimme zitterte.

„Ja, ehrwürdiger Vater.“

„Sind Sie sofort bereit?“

„Ja, ehrwürdiger Vater,“ sagte sie noch einmal mit ihrer schwachen Stimme.

Er kniete vor dem Bette nieder. Da sie, die Kranke, es nicht konnte, that er es für sie.

„Der Herr der Wahrheit sei mit Ihnen!“

Er empfing ihre Beichte, ertheilte ihr die Absolution und sprach den Segen über sie. Er wollte ihr das Abendmahl und die letzte Oelung geben, aber in dem Vorzimmer war ein Geräusch entstanden. Es war die erste Unterbrechung der lautlosen Stille, die, so weit das Ohr reichte, geherrscht hatte. Die Kranke horchte hin.

„Mein Mann!“ fuhr, jauchzte sie auf einmal auf. „Georg! Georg!“

Die Thür wurde leise geöffnet, und noch leiser trat ein Herr in das Zimmer.

„Georg, mein Georg, bist Du es?“

Da flog, stürzte der Mann zu dem Bette.

„Ich bin es, meine Margarethe!“

Der Gatte umfing die Gattin. Sie umschlang mit den schneeweißen, abgezehrten Armen seinen Hals.

„O, nun kann ich sterben. In Deinen Armen, Du theurer Mann! Du meine Liebe, mein Stolz! Du Stolz Deines Vaterlandes, Du Freude Deines Volkes!"

Der Gatte konnte vor Weinen nicht sprechen. Der Mönch verließ das Zimmer.

„Ja, nachher, mein Vater!" rief ihm die Kranke zu. „Warten Sie in dem Nebenzimmer."

Der Mönch ging in das Nebenzimmer, um zu warten. Er fand den alten Diener Conrad darin und den Hauptmann. Die Kammerfrau war hinausgegangen. Der Hauptmann trug noch die Kleidung des Lumpensammlers und war sehr vergnügt.

„Ah, Herr Pater, da sehen wir uns ja wieder! Aber was habe ich unterdeß von Ihnen hören müssen durch meinen Freund, den Doctor? Sie haben uns belauscht! Nun, Sie konnten nicht anders. Aber ich, ich! Ich hätte die Vorsicht selbst sein sollen — ich wollte es sein! Und an Ihrer Stelle hätte eben so gut ein französischer Spion horchen können. Aber der liebe Gott hat uns ja beigestanden. Danken wir ihm."

„Sie haben keine Sorge, keine Furcht weiter?“ fragte der Mönch.

„Wovor? Den Freiherrn herein zu bringen, das war die Gefahr, die Furcht. Ist er einmal im Schlosse — ei, da kann ein ganzes Regiment Gensd'armen und ein Regiment Kürassiere dazu kommen, und sie können einen ganzen Monat lang suchen — wir haben hier so viele alte und neue Burg- und andere Verließe, Souterrains, Keller, geheime Gänge und Fallthüren, Thürme und Wendeltreppen, Leitern und Stricke, einen ganzen Wald von Geheimnissen. — Aber was macht die Kranke, Herr Pater? Das war wohl eine Freude des Wiedersehens? Nun wird der Doctor sie auch wieder curiren können.“

Der Mönch kam nicht zum Antworten. Der Doctor trat in das Zimmer. Er war eilig; er sah besorgt, wenn nicht gar ängstlich aus.

„He, was giebt's, Doctor?“ rief ihm der Hauptmann entgegen.

„Nichts Gutes.“

„Erzählen Sie.“

„Sie wissen, ich wollte sehen, wo der alte Herr und die Gräfin geblieben seien. Ich ging ihnen nach und fand sie.“

„Und wo, und wo? Und wie?“

„Nachher davon. Lassen Sie uns zunächst das abmachen, was uns am nächsten angeht. Ich fand die Spur des Alten am runden Thurm."

Der alte Diener Conrad war unruhig geworden. „Am runden Thurm?" unterbrach er den Erzähler.

„Ja, Alter. Verwundert Sie das?"

„Was that er dort, Herr Doctor?"

„Er — Aber nachher davon. Bleiben wir bei der Stange. Ich hatte mich in einen Winkel gestellt, um den Alten zu betrachten. Auf einmal höre ich hinter mir Jemanden schleichen. Ich sehe mich um, erkenne den Louis und dachte, er wolle seiner Herrin nach; er habe etwas erfahren, was er ihr selbst in ihrem Rendezvous mittheilen müsse; vielleicht geradezu eine Gefahr für sie und ihren Obersten. Er ist ja nicht blos der Kammerdiener, sondern auch der Vertraute seiner Herrin, der französische Lump. Ich lasse also den alten Grafen fahren und sehe dem Burschen nach. In der Mauer hinter dem Thurme ist ein Pförtchen, das ins Freie führt. Er schleicht zu dem Pförtchen, zu dem er den Schlüssel hat — Gott weiß, woher."

„Von der Gräfin — von wem anders?" sagte der Hauptmann.

Der alte Conrad nickte stumm mit dem Kopfe.

Der Doctor fuhr fort:

„Er schloß das Pförtchen auf und trat in's Freie. Ich folgte ihm bis an die Schwelle. Hinauszugehen wagte ich nicht sogleich. Ich horchte. Aber das dauerte keine Minute, da hörte ich von allen Seiten leise, leichte Schritte heraneilen. Der Schuft mußte einem Nahestehenden ein Zeichen gegeben haben; dieser hatte es weitergegeben. Das Gesindel hatte eine ganze Kette gebildet. Und wie sie beisammen waren, da hätten sie das Zischeln und Zaschelu, das Fragen und Antworten hören sollen, und auch wohl das Hin- und Herüberlegen. Ich konnte nur leider nichts verstehen. Sie sprachen so leise, und ihr Französisch flog ihnen so schnell über die glatten Lippen, daß man meinte, nur Pfeile oder Kugeln durch die Luft schwirren zu hören. In ein paar Minuten war Alles vorbei. Gesehen hatte ich in der Dunkelheit nichts. Der Louis kam zu dem Pförtchen zurück; die Anderen gingen wohl wieder auf ihre Posten, oder holten wohl noch mehr Mannschaft herbei. Ich hatte mich wieder verborgen. Der Louis schloß das Pförtchen wieder zu und kehrte in das Schloß zurück. — Und nun, Hauptmann, und Sie, alter Conrad?"

„Pah, Doctor," sagte der Hauptmann, „daß das Alles dem Freiherrn gilt, daß der spitzbübische Kammerdiener hier auf der Lauer gelegen und seine Ankunft sofort ausspionirt hat, daran zweifle ich keinen Augenblick; auch daran nicht, daß wir nun bald ein paar Dutzend Gensd'armen im Schlosse haben werden. Aber, was dann? Und käme ihrer auch ein ganzes Regiment — ich sagte es schon vorhin — wie sollten sie ihn in allen den Winkeln und Löchern und Spelunken des Schlosses und seiner Nebengebäude finden und fangen?"

„Aber," erwiderte der Doctor, „er ist hier mitten im Schlosse, weit von allen Löchern und Spelunken."

„Wir sind auf unserer Hut, Doctor."

„Vor einem geheimen Ueberfall, der plötzlich von allen Seiten losbricht, vielleicht schon in diesem Augenblicke vorbereitet, eingeleitet ist?"

„Pah, wenn auch das! Wir haben Alles überlegt, Doctor. In die Krankenstube kann man nur durch dieses Zimmer; alle ihre anderen Thüren sind von innen verschlossen und verriegelt. Das heißt mit Ausnahme einer. Diese eine aber, Doctor, führt in einen geheimen Gang, und dieser geheime Gang führt unmittelbar in die verborgensten jener Löcher und Spelunken, und von ihm weiß Nie-

mand, als der alte Conrad, der mir ihn gezeigt hat, und seitdem also auch ich, und jetzt Sie und der fromme Pater. Freilich ganz hineingegangen ist wohl noch Niemand von uns."

„Und der alte Graf kennt ihn nicht?" fragte der Doctor.

„Was soll der Wahnsinnige?"

„Ich weiß es nicht. Man muß aber an Alles denken."

„Der Herr Graf kennt ihn," sagte der alte Kammerdiener des Grafen.

„Aber er hat kein Gedächtniß mehr," rief der Hauptmann.

„Und die Gräfin?" fragte der Doctor.

Das wußte Niemand.

„Sie hat früher ein Jahr lang diese Gemächer bewohnt," sagte nur der alte Conrad.

Doch der Hauptmann verlor seinen Muth und also auch sein Vertrauen nicht.

„Wer wird gleich das Schlimmste fürchten? Indeß, wir wollen es jetzt einmal, um der äußersten Vorsicht willen. Kommen Sie, Doctor, wir Beide wollen den Gang untersuchen bis unten hin. Finden wir das geringste Verdächtige, so muß der Freiherr sofort weiter. Gehen wir in das Krankenzimmer. Sie sehen nach der Kranken,

ich spreche unterdeß mit dem Freiherrn. So merkt sie nichts, wenn wir durch die geheime Thür wieder abgehen. Ziehen Sie sich an, da unten ist eine nichtswürdige Luft."

Der Arzt warf einen Ueberzieher über.

„Hm, Doctor, was that der Alte an dem Thurme?" fragte der Hauptmann unterdeß.

„Er suchte die Thür aufzuschließen, die hineinführt. Er hatte einen Bund von Schlüsseln bei sich. Ich hörte ihn damit rasseln."

„Hm, was mochte er in dem alten Thurme wollen?"

„Wer kann das wissen? Sein großer Hund war mit ihm."

„Sahen Sie auch die Gräfin, Doctor?"

„Nein."

„Auch den französischen Obersten nicht?"

„Auch ihn nicht."

„Ah, Sie sind fertig, kommen Sie."

Der Hauptmann und der Arzt gingen in das Krankenzimmer. Der alte Mönch und der alte Kammerdiener waren in dem Vorzimmer allein. Die Kammerfrau der Kranken war einmal gekommen, um sich nach der Herrin zu erkundigen; als ihre Hülfe nicht nöthig war, hatte sie sich in ein anderes Nebengemach zurückbegeben.

Der Kammerdiener hatte das Vertrauen des Hauptmannes nicht getheilt. Er hatte mehrmals dazu den Kopf geschüttelt. Seine Unruhe, seine Besorgniß und seine Angst hielten an, als der Arzt und der Hauptmann fort waren. Dabei warf er so sonderbare Blicke auf den Mönch. Es war, als wenn er Fragen über Fragen an den alten Geistlichen habe, als wenn er selbst sein altes Herz gegen ihn ausschütten müsse, aber er hatte nicht den Muth dazu. Er nahm ihn sich doch zuletzt, er mußte es. Er ging auf den Mönch zu.

Der Geistliche saß trübe in sich gekehrt. Der Diener redete ihn an.

„Das sind traurige Geschichten hier, Herr Pater.“

„Und sie sollten nicht so sein.“

„Sie gehen auch Ihnen zu Herzen?“

„Müssen sie nicht jedes menschliche Herz tief berühren?“

„Und sie werden ein noch traurigeres Ende nehmen, Herr Pater. Es kann ja nicht anders sein, denn es liegt ein Fluch auf diesem alten Schlosse, auf diesem alten, edlen Geschlecht. Es ist mir, als wenn es noch in dieser Nacht sich erfüllen müsse, als wenn in der nächsten Stunde

schon hier Alles vorbei sein werde. Es liegt mir so recht drückend schwer auf dem Herzen."

Der Mönch antwortete nicht. Der alte Diener stand noch einmal unschlüssig. Dann hatte er noch einmal seinen Muth wieder.

„Herr Pater, darf ich mir das Herz gegen Sie leicht machen?"

Der Mönch nickte.

„Ich will Ihnen die alten Geschichten dieses Hauses erzählen. Sie werden dann erfahren, welcher Fluch auf ihm liegt, und wie er sich erfüllen muß."

„Ja, ja," sagte der Mönch leise. „Aber Gott weiß Alles am besten, und er ist in Allem gnädig, auch in seinem Strafen. Erzählen Sie."

2. Alte Geschichten des Schlosses.

Der alte Diener Conrad erzählte:

„Seit wenigen Wochen sind es gerade fünfzig Jahre, da wurde der Grund zu alle dem Unglück gelegt, das sich so vielfach in diesem Schlosse zugetragen hat. Damals lebten zwei Brüder auf Frankenfelde, die Grafen Curt und Moritz von Frankenberg. Der Graf Curt war der Aeltere,

der Graf Moritz der Jüngere. Nach einem alten Rechte des Hauses hätte also der Graf Curt der Herr aller der großen und reichen Frankenbergischen Güter sein müssen, welche die Herrschaft Frankenfelde ausmachen, und Graf Moritz hätte nur eine Apanage bekommen. Es war aber anders; der Graf Moritz war der regierende Herr hier, und der Graf Curt lebte von der Apanage, die ihm der jüngere Bruder gab. Das war so gekommen: der Graf Curt war früh in preußische Kriegsdienste getreten, um in den tapferen Heeren Friedrich's des Großen sich Ruhm zu erwerben. Schon das hatte sein Bruder ihm verargt. Der Graf Moritz war hochfahrend; ein deutscher Reichsgraf, meinte er, sei eben so gut ein regierender Herr, wie der Markgraf von Brandenburg; wollte er einem Potentaten dienen, so könne es nur ein auswärtiger, oder der deutsche Kaiser sein. Die Religion kam dazu. Der Graf Curt hatte jedoch seinen Willen durchgesetzt, und die beiden Brüder schieden mit erbittertem Herzen. Schon nach drei Jahren kehrte der Graf Curt zurück. In der Schlacht bei Hohenfriedberg war ihm der rechte Arm zerschossen und er hatte seinen Abschied nehmen müssen; er hatte ihn als Major erhalten, in besonderer Anerkennung seiner Tapferkeit. Er

kam nicht allein nach Frankenfelde zurück, sondern brachte eine Frau mit und ein Kind, einen Knaben von dreiviertel Jahren. Nun war aber die Frau eine Bürgerliche, die Tochter eines Advocaten in Sachsen, in deren elterlichem Hause der junge Officier schon in dem ersten Feldzuge des Königs, als er in einem Gefecht verwundet worden, Pflege und Heilung seiner Wunden erhalten hatte. Er hatte die junge Dame geliebt und sie ihn, und sie hatten sich geheirathet. Dabei hatten sie an Eines nicht gedacht, oder sie hatten nicht besonderen Werth darauf gelegt. Nach den alten Rechten des Frankenbergischen Hauses konnten in die Güter nur Kinder aus ebenbürtigen Ehen succediren; die Gemahlinnen der Grafen von Frankenberg mußten mindestens dem stiftsmäßigen Adel angehören. Die Kinder der bürgerlich geborenen Gräfin konnten also niemals Herren auf Frankenfelde werden, auch der Sohn nicht, den er mitbrachte. Das konnte nur anders werden durch einen ausdrücklichen Vertrag der beiden Brüder, durch welchen der Graf Moritz die Kinder des Grafen Curt als successionsfähig anerkannte. Die beiden Brüder waren die einzigen Lebenden des Frankenbergischen Mannsstammes. Zu dem Vertrage wollte der Graf Moritz sich nicht herbei-

lassen. Ein ganzes Jahr lang suchte der Graf Curt ihn dazu zu bestimmen. Es war vergeblich. Der Graf Moritz berief sich auf sein Recht und heirathete auf dieses Recht ein Fräulein aus einem alten Hause, deren Kinder künftig die einzigen rechtmäßigen Frankenbergischen Erben und Herren sein mußten. Starb dagegen der Graf Curt, so hatten seine Wittwe und Kinder nichts, sie konnten von Haus und Hof gejagt werden. Da entschloß sich der Graf Curt endlich nachzugeben, und es kam ein Vertrag unter den beiden Brüdern zu Stande, durch welchen der Graf Curt sein Recht der Erstgeburt an den Grafen Moritz abtrat, wogegen dann dieser die Kinder des Grafen Curt als aus standesmäßiger, ebenbürtiger Ehe geboren anerkannte. Die Folge war, daß jetzt zwar in erster Linie die Söhne des Grafen Moritz zur Succession und Regierung kamen, daß aber, wenn der Graf Moritz ohne männliche Nachkommen starb, die Güter an die Söhne des Grafen Curt zurückfielen. Nun begab sich aber Folgendes: Die Gemahlin des Grafen Moritz gebar ihm nur ein einziges Kind, und das war eine Tochter. Die Gemahlin des Grafen Curt war zwar nach einigen Jahren gestorben, ohne daß sie außer dem einzigen Sohne noch Kinder zur Welt gebracht hätte;

aber dieser Sohn war als ein kräftiger und prächtiger Knabe herangewachsen. So war das Jahr 1758 gekommen, und in ihm ein Tag, der mir keinen weiteren Tag meines Lebens aus dem Gedächtnisse gekommen ist. Ehe ich von ihm erzähle, muß ich Sie noch mit ein paar Umständen bekannt machen.

„Der Graf Moritz war immer ein hochfahrender, gewaltthätiger und dabei mißtrauischer und argwöhnischer, finsterer Herr gewesen, und die Wahrheit zu sagen, die Leute hatten wohl Recht, wenn sie von ihm meinten, er habe kein gutes Herz. Er behandelte auch seine Gemahlin nicht gut, und ich habe manchmal selbst gehört, wie er ihr vorwarf, daß sie keine Liebe zu ihm habe. Dazu kam, daß sie ihm nur die eine Tochter, keinen männlichen Erben geboren hatte. Die Gräfin war eine zarte Dame; sie hatte das beste Herz von der Welt. Die Behandlung ihres Gemahls machte sie unglücklich, menschenscheu, sie verließ fast ihre Zimmer nicht, und die einzigen Menschen, die sie sah, waren ihre Tochter, ihr Neffe und ihr Schwager, der Graf Curt. Auch der Graf Curt war nicht glücklich. Der Verlust seiner Gemahlin, die er so innig liebte, hatte ihn schwer und hart angegriffen; er hatte ihn nie verschmer

zen können, denn er hatte ein weiches gutes Herz. So war es natürlich, daß die Beiden, der Graf Curt und seine unglückliche Schwägerin, oft zusammen waren und auch beieinander Trost fanden. Es war in allen Ehren, ich schwöre es Ihnen zu, Herr Pater. Der Graf Moritz war dennoch eifersüchtig geworden. Es war auch natürlich bei seinem argwöhnischen Charakter, und bei seinem finsteren, verschlossenen Wesen wußte er es auch zu verbergen. Man sah nur, daß er einen tödtlichen Haß gegen seinen Bruder hatte. Das konnte aber auch einen andern Grund haben. Der Graf Curt war von Jedermann im Schlosse geliebt und verehrt; der Graf Moritz mußte sehen, daß er nur scheu gefürchtet war. Dazu hatte er keine männlichen Nachkommen, dem Grafen Curt wurde der Sohn immer frischer und blühender. Noch mehr haßte er diesen Sohn, der nun doch künftig hier Herr, der, mit Ausschließung seiner eigenen Tochter, sein Erbe werden sollte. Und der junge Graf Adolph und die Tochter des Grafen Moritz, die Comtesse Caroline, waren immer beisammen, waren unzertrennlich, wenn ihr strenger Vater sie nicht auseinanderriß, und hatten, wenn er sie getrennt hatte, keine Ruhe und mochten nicht essen und nicht trinken, bis sie wieder zusammen waren.

„Der Graf Moritz haßte den Knaben um so mehr. Wo er ihn sah, tadelte, schalt, schimpfte er ihn. Der junge Graf Adolph war stolz, ehrgeizig. Er weinte oft Thränen des Zornes, der Wuth über solche Behandlung des Oheims, und er haßte den Mann, der ihn so behandelte, vielleicht mehr, als dieser ihn. Der Oheim hatte ihn einmal mit Ohrfeigen bedroht. Ich vergesse es nicht, wie der junge Herr da mit dem verweinten und blassen Gesichte zu mir kam, um sein Herz gegen mich auszuschütten, und wie er in seinem Zorne rief: «Wenn er mich anrührt, so schieße ich ihn oder mich todt!» Nur die Comtesse Caroline, die ihm nachgeschlichen war, um ihn zu trösten, konnte ihn wieder aufrichten. Der junge Herr war damals bald vierzehn, die Comtesse war eilf Jahre alt. Sie waren Beide ein paar so schöne, brave und liebe Kinder. Ein Jahr nachher passirte das, was ich Ihnen nun erzählen will.

„Es war an einem warmen Maitage. Der Graf hatte den ganzen Tag in seinem Zimmer zugebracht. Sein Zimmer war in dem alten runden Thurme, oberhalb des Schlosses, an dessen Thür ihn vorhin der Herr Doctor mit dem Schlüsselbunde gesehen hatte. In den Thurm hatte er

sich schon seit Jahr und Tag zurückgezogen; er war seit Jahr und Tag immer finsterer und verschlossener geworden; er mochte Niemanden mehr sehen. Da hatte ich ihm in dem Thurme eine Treppe hoch ein Zimmer einrichten müssen. Ich war schon damals sein Kammerdiener. In dem Zimmer vergrub er sich Tag und Nacht, Wochen lang, Monate lang, ein ganzes Jahr lang. Nur selten verließ er es, um des Abends, wenn Alles still und dunkel war, einen Spaziergang in den Park zu machen. An jenem Tage hatte er es schon vor dem Abende verlassen. Es fiel mir auf, daß er so früh ging, und ich fühlte eine gewisse Unruhe, da er mir so besonders finster vorgekommen war, als ich ihm beim Ankleiden half. Ich sah ihm nach, wohin er ging. Er begab sich in den Park und ging dort eine Weile in tiefen Gedanken unter den Schloßfenstern auf und ab. Die Fenster des Grafen Curt lagen nach dem Park hin. Ich meinte ein paar Mal zu sehen, wie er nach diesen Fenstern hinaufblickte. Nach einiger Zeit schritt er weiter in den Park hinein. Ich wartete wohl noch eine halbe Stunde; als er immer nicht zurückkam, dachte ich, er sei in den Wald hinter dem Park gegangen, was er auch auf seinen Abendspaziergängen zu thun pflegte,

und ging endlich in meine Stube, wo ich zu arbeiten hatte.

„Ich war noch nicht lange dagewesen, als ich plötzlich einen Schuß hörte. Meine Stube war in dem Nebengebäude, gerade dem oberen Ende des Schlosses und dem runden Thurme gegenüber. In dieser Gegend war der Schuß gefallen. Ich erschrak. Da war ein Unglück geschehen, wenn nicht etwas noch Schlimmeres. Ich eilte zu dem Thurme. Auf dem Hofe standen mehrere Diener, sie sprachen untereinander mit verstörten Gesichtern. Sie hatten ebenfalls den Schuß gehört, in der Gegend des runden Thurmes sei er gefallen, ob in dem Thurme selbst oder dicht neben ihm im Schlosse, wußten sie nicht. Zu dem Thurme oder in das Schloß zu gehen, wagten sie nicht. Bei dem gewaltthätigen Charakter und bei der Stimmung des Grafen fürchteten sie für ihr Leben, wenn sie auf ihn trafen. An etwas Schreckliches dachten sie wohl Alle. Ich mußte wissen, was geschehen war, und ging zu dem Thurme. Die einzige Thür, die von außen hineinführt, war verschlossen. Der Thurm steht aber mit dem Schlosse in Verbindung; er ist unmittelbar an dieses angebaut, und eine Thür führte aus einem Gemache seines ersten Stockes in einen Corridor

des Schlosses. So war es damals. Das Gemach hatte der Graf zu seinem Schlafzimmer genommen; es war mit seinem Wohnzimmer durch eine Thür verbunden. An dem Corridor des Schlosses aber lagen die Zimmer der Gräfin, seiner Gemahlin. Das fiel mir auf einmal glühend heiß auf die Seele. Ich eilte in das Schloß und flog die Treppe zum ersten Stock hinauf, in den Corridor hinein, Niemand begegnete mir, es war überall still. An jenem Corridor wohnte keine Dienerschaft; diese saß überdies gerade beim Abendbrod in einem andern entfernten Flügel des Schlosses, wo sie den Schuß wohl hatten überhören können. Ich eilte weiter in den Corridor und kam bis in seine Mitte. Da öffnete sich hinten an dem Ende eine Thür. Es war die Thür des runden Thurmes. Der Graf Moritz stand in der Thür. Es war noch hell, auch in dem Gange. Das Gesicht des Grafen war leichenblaß; seine Hände —"

Der alte Diener unterbrach sich in seiner Erzählung.

„Der Hund heult, der Hannibal. Was mag das sein?"

Man hörte einen Hund unten im Hofe heulen. Mit einem Male war es still. Der Diener schüttelte den Kopf.

„Der Alte hat etwas vor — auch heute wieder. Das Heulen war am Thurme, also ist er dort wieder oder noch immer. Was kann er da suchen? Der Graf Adolph hatte doch den Hund eingeschlossen. Das Herz will mir beinahe so schwer werden, wie an jenem Abende vor fünfzig Jahren. Und auch der Doctor und der Hauptmann kommen noch immer nicht zurück. Wo sie nur bleiben mögen da unten in dem geheimen Gange? Sie könnten längst wieder hier sein."

Plötzlich erschrak der alte Mann.

„Wenn sie überfallen wären! Wenn der Louis die Franzosen schon hingeführt hätte! Es ist ein frecher, listiger, gewandter Schurke. Großer Gott, sie könnten dann im nächsten Augenblick schon in dem Zimmer der Kranken sein, den Freiherrn überraschen und überfallen, wie die Beiden da unten!"

Er horchte. Es war Alles still und war auch still gewesen. Seine Angst hatte ihn getäuscht, wie er selbst sagte.

„Ich war närrisch. Der Hauptmann und der Doctor sind Beide klug und vorsichtig. Und wenn auch Einer von ihnen hätte können gefangen werden, der Zweite wäre um so gewisser entkommen. Und wie sollte der Louis da unten Alles so ge-

nau kennen? Der Hauptmann hat Recht: man muß nicht immer gerade das Schlimmste fürchten. Lassen Sie mich fortfahren, Herr Pater.

„Ich sah den Grafen Moritz, erzählte ich Ihnen. Er stand in der Thür des Thurmes. Er war herausgetreten, als er meinen Schritt in dem Gange gehört hatte, und hatte die Thür hinter sich zugezogen. Er sah schrecklich aus. Sein Gesicht war kreideweiß; seine Hände waren blutig. In der einen Hand hielt er ein Pistol.

«Was willst Du hier? Zurück!» rief er mir entgegen.

«Gnädiger Herr Graf —» sagte ich.

„Er erhob das Pistol. «Zurück!» rief er noch einmal. Er war mein Herr. Er hätte mich niedergeschossen, wenn ich einen Schritt weiter gegangen wäre. Ich kehrte also um, nur langsam. Plötzlich hörte ich ein Stöhnen da hinten; es schien aus dem Thurme zu kommen. Der Graf stand noch immer an der Thür, die er nur hinter sich zugezogen hatte. Der Schreck lähmte mir die Füße — ich blieb stehen.

«Willst Du einen Schuß in die Beine haben, um fortzukommen?» rief der Graf.

„Ich eilte fort, aus dem Schlosse, auf den Hof. Die Leute standen noch da und warteten auf meine

Rückkehr. Sie mußten mir ansehen, daß etwas Entsetzliches geschehen sei. Aber ich durfte ihnen nichts sagen. Was es war, wußte ich ja auch selbst nicht. «Geht an Eure Arbeit,» sagte ich ihnen, «damit kein Unglück passirt.»

„Sie gingen, und ich kehrte in mein Stübchen zurück. Arbeiten konnte ich nicht wieder. Auch die Andern konnten es wohl nicht. Ich wollte beten, aber ich konnte auch das nicht, die Angst ließ mir keine Ruhe. Ich mußte nur immer horchen und nach dem Thurme mir gegenüber, nach den Fenstern des Schlosses in der Nähe des Thurmes sehen. Ich sah und hörte nichts. Was ich gehört und gesehen hatte, stand dann um so schrecklicher vor mir: der Graf mit dem weißen Gesichte und den blutigen Händen, das Stöhnen, das ich deutlich gehört hatte, das Wimmern, das ich geglaubt hatte zu hören. Und ich hatte die Gräfin nicht gesehen, die an dem Corridor wohnte, und auch den Grafen Curt nicht, der zwar einen Stock höher, aber in demselben Flügel wohnte, und daher den Schuß hatte hören müssen, und dennoch nicht da war. Wo waren die Beiden? Und wie war der Graf Moritz aus dem Park zurückgekommen? Und warum jedenfalls so heimlich? Ich mußte wieder hinaus und faßte mir ein

Herz. Ich ging wieder auf den Hof. Es war noch hell draußen, die Sonne war soeben untergegangen, es war still auf dem Hofe. Von den Leuten hatte sich Niemand wieder sehen lassen. Ich wollte zu dem Thurme gehen, wurde aber auf meinem Wege aufgehalten. Ich bekam etwas vor Augen, was ich von Allem, das ich an jenem Abende sah, am allerwenigsten werde vergessen können. Es war so freundlich, so überaus lieblich. Hinter dem Thurme her kamen in den Hof der junge Herr Graf Adolph und die Comtesse Caroline. Der junge Herr war damals vierzehn, beinahe fünfzehn Jahre alt; die Comtesse war in ihrem zwölften Jahre. Sie waren ein paar bildschöne Kinder. Der Graf Adolph sah dabei so stolz und vornehm aus, mit seinen großen, blitzenden Augen und den vollen braunen Locken, und die Comtesse mit den blauen Augen, der durchsichtigen feinen Haut und ihren langen hellblonden Haarzöpfen war wie ein wahrer Engel anzusehen. Sie kamen aus dem Park, wo sie in dem Blumengarten gewesen waren. Die Comtesse trug in ihrem Haar eine rothe und eine weiße Rose, und in der Hand hielt sie einen Fliederstrauß. Der junge Herr hatte eine rothe Rose auf der Brust in dem Knopfloche stecken. Sie hatten die Blu-

men wohl einander gepflückt und geschenkt und sich gegenseitig damit geschmückt. So kamen sie daher, Hand in Hand, sorglos, glücklich; mit den schönen Augen lachten sie einander still an und dachten wohl nur daran, wie sie so glücklich beisammen waren.

„Herr Pater, es war das schönste Bild, das ich in meinem Leben gesehen hatte, und nachher — was hätten meine Augen hier in diesem Schlosse noch Schönes sehen können? Aber die Thränen wollten mir in die Augen kommen, wie ich die armen, schönen Kinder so sah. Sie waren so arglos, so sorglos, so glücklich. Sie dachten an kein Unglück, keine Gefahr, an kein Verbrechen, an keine Entehrung. — Die armen Kinder wollten zu dem Vater, zu der Mutter, wollten ihnen die Blumen zeigen, wollten ihnen erzählen von ihrer Freude, ihrem Glück! Und vorher der Schuß!

„Da öffnete sich ganz leise die Thür des runden Thurmes. Der Graf Moritz stand darin, er trug eine große Peitsche in der Hand, eine Hetzpeitsche, mit der die Hunde gehauen wurden, wenn sie nicht gehorchen wollten. Die Hände des Grafen waren nicht mehr blutig; sein Gesicht war nicht mehr weiß; es hatte eine dunkle Farbe, als wenn alles Blut seines Körpers ihm zum Kopfe

gestiegen sei. In der Abendröthe sah es kupfrig aus. Ein wilder Zorn mußte ihm das Blut in das Gesicht getrieben haben, und in diesem Zorn, in Haß und Rache stand er da, mit der großen Peitsche, wartend, lauernd. Er hatte von dem Thurme aus die Kinder sehen können, wie sie aus dem Garten zurückkamen. Er hatte sie gesehen, wie sie Hand in Hand gingen, wie sie sich mit den Blumen geschmückt hatten, wie sie mit den Augen sich anlachten, wie sie so glücklich beisammen waren. Und sie sollten nicht beisammen sein, die Kinder. Der verhaßte Sohn des verhaßten Bruders, der künftige Herr hier, der dies nur durch einen Raub gegen ihn, gegen sein Kind wurde, sollte seine Tochter gar nicht einmal ansehen dürfen; er hatte ihn so oft von ihrer Seite gerissen. Und gerade heute, gerade jetzt, gerade in diesem Augenblicke, unmittelbar nach dem Schrecklichen, was soeben geschehen war, mußte er ihn wieder bei ihr sehen, mußte er ihn so glücklich an ihrer Seite sehen, sie Beide so glücklich, so vertraulich, mit den umschlungenen Händen.

„Er stand wartend, lauernd mit der großen Peitsche da. Die Kinder konnten ihn nicht sehen; sie waren noch hinter dem Thurme. In fünf Secunden mußten sie hinter dem Thurme hervor-

kommen. Ich wollte ihnen, ich wollte ihm zurufen. Aber es war das Alles nur ein paar, nur ein einziger Augenblick gewesen, und der Athem war mir vor plötzlichem Schreck ausgegangen und das Herz schnürte sich mir zusammen. Als ich rufen wollte, war es zu spät. Die beiden Kinder waren hervorgekommen. Wie der Graf sie sah, sprang er auf sie zu. «Hund!» schrie er. Und nun — Aber ich kann nicht weiter erzählen —"

Der alte Diener konnte nicht weiter erzählen. Er konnte es nicht vor Weinen, vor Schluchzen. Dabei sah er den Mönch wieder so sonderbar an und wurde unruhiger, aufgeregter.

Auch der alte Mönch hatte ein paar Augenblicke lang eine tiefe innere Unruhe gezeigt. In sein blasses Gesicht war eine helle Röthe gestiegen; es war dann wieder weiß geworden, wie die weiße Gypsdecke des Zimmers. Er hatte mit der Hand über die Augen fahren müssen, und dann war er wieder ruhig, und seine Ruhe war zugleich die einer erhabenen, einer heiligen Ergebung.

Der alte Diener aber konnte nicht wieder Herr über sich werden. Es lag ihm zu schwer auf dem Herzen; er mußte es herunter haben. Er ging durch das Zimmer, kehrte zu dem Mönche zurück

und wandte sich wieder zu dem Fenster; er kam nochmals zu dem Mönche.

„Herr Pater," sagte er, „kann ich es Ihnen erzählen, was dem braven Grafen Adolph geschah, dem jungen Herrn, den ich mehr liebte, als mich selbst, was Ihnen geschah, lieber Herr Graf Adolph? Denn sind Sie es nicht? Sind Sie es nicht?"

Er hatte sich vor dem Mönche zur Erde geworfen und die mageren, weißen Hände des alten Geistlichen ergriffen; er küßte sie und ließ seine Thränen darauf fallen.

Der Mönch erhob sich; er erhob den alten Diener. Ein wunderbar stiller Friede lag auf seinem blassen Gesichte. Er war anzusehen wie ein Friedensapostel, den der Himmel auf die Erde heruntergesandt hat. So sprach er:

„Ja, alter Conrad, ich bin der Graf Adolph, den Du mehr liebst, als Dein Leben, für den Du Dein Leben hingeben wolltest, der Dir durch sein ganzes Leben dafür seinen Dank bewahrt hat. Stehe auf, mein Freund, mein alter, treuer Conrad."

Der alte Mönch umarmte den alten Diener. Dann mußte er ihn zu einem Stuhle führen. Schreck, Freude, Aufregung, Furcht und Angst

hatten den alten, fast achtzigjährigen Diener des Hauses zu heftig angegriffen; er konnte sich nicht mehr aufrechthalten; er konnte mit seiner matten Stimme nur noch sagen:

„Es war mir gleich so, daß Sie es sein mußten, gleich als ich Sie sah. Aber ich wagte nicht, es Ihnen zu sagen. Ich mußte erst meiner Sache gewiß sein. Aber erzählen mußte ich Ihnen, dadurch mußte ich ja auch erfahren, ob ich Recht hatte. Und wie ich nun nicht mehr weiter erzählen konnte, da sah ich, daß ich Recht hatte."

„So will ich Dir jetzt weiter erzählen, Du treue Seele," sagte der Mönch. „Der Graf, mein Oheim, sprang auf mich zu. «Hund!» schrie er. Mit dem Worte hatte er mich gefaßt und zu Boden geworfen, sein eigenes Kind zur Seite geschleudert. Dann hatte er seine große Peitsche erhoben, um auf mich loszuhauen. «Onkel,» rief ich, «entehren Sie mich nicht! Sie entehren Ihr eigenes Blut, sich selbst.» — «Bube!» rief er noch zorniger. Er schwang die Peitsche. Da warst Du da, Du treuer Conrad. Du fielst ihm in den Arm, Du ergriffst die Peitsche und entrangst sie ihm. Aber es half mir nicht. Er lachte, und ich vergesse nie das Lachen. Er rief mit lauter Stimme in den Hof hinein, die Bedienten, die

Jäger, die Kutscher, die Reit- und Stallknechte. Sie kamen gehorsam herbei; sie waren die Diener. Er hatte mich festgehalten an der Erde, mit seinen Füßen. Wie einen Hund trat er mich. «Gieb die Peitsche ab!» befahl er Dir. Du wolltest es nicht. «Bindet ihn,» befahl er den Andern. Du wurdest überwältigt, die Peitsche wurde Dir abgenommen. Er gab sie einem Stallknechte. «Der Hund bekomme die Hundepeitsche.» Der Hund war ich. Und nun — Aber nein, auch ich will nicht weiter erzählen. Und doch Eins noch. «Gnädigster Herr,» riefest, batest, flehetest Du, «lassen Sie mich für den Grafen Adolph schlagen. Verschonen Sie ihn. Thuen Sie dem jungen Herrn die Schmach nicht an. Lassen Sie mich todtschlagen, wenn es nicht anders sein kann.» Auch das half nicht.

„Der Wille des schrecklichen Mannes mußte geschehen, mußte sich ganz erfüllen. Es war vielleicht gut so. Ich hatte ein stolzes, ein trotziges Herz und wäre vielleicht auch so geworden, wie der Oheim, vielleicht schlimmer als er, wenn der Herr im Himmel, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, nicht Jenes über mich verhängt und mich dadurch zur Erkenntniß meiner selbst und auf die Bahn der Demuth und der

Ergebung in seinen Willen geleitet hätte. Und es bedurfte noch langer Zeit und noch mancher schweren Prüfung, bis ich zu jener Erkenntniß, auf diese Bahn gelangte. Wie war ich noch trotzig und verstockt, als ich die entsetzliche Mißhandlung erlitten hatte, als darauf das Weitere geschah, der Oheim die Hunde aus dem Stalle herbeiholen ließ, und den Hundejungen befahl, mich durch die Thiere vom Hofe hetzen zu lassen; wie die armen Burschen und die treuen Thiere nicht wollten; wie auch sie zuletzt seinem fürchterlichen Willen gehorchen mußten; wie er mir darauf nachrief, so werde es mir immer geschehen, wenn ich mich auf dem Hofe wieder sehen lasse! Ich ging weinend von dannen; aber es war ein Weinen der Wuth, des Trotzes, des Hasses, der Rache. War ich da besser, als er?"

„Sie waren beschimpft," unterbrach der alte Diener den Mönch. „Sie hatten das junge Blut, den adligen Sinn, das edle Herz."

„Und Jesus Christus vergab seinen Feinden, die ihn kreuzigten," sagte der Mönch.

„Aber Jesus Christus war der Sohn Gottes."

„Und vergab als Mensch, mit dem menschlichen, dem wahrhaft menschlichen, christlichen Herzen. In meinem Herzen aber wurde die Rache immer wil-

der. Ich hatte anfangs wohl gar nicht gewußt, was ich that, was ich wollte, wo ich nur war. Ich war bewußtlos in Wald und Finsterniß umhergerannt. Dann kam ein wildes Leben in mein Inneres. Ich mußte an dem Manne, der mich beschimpft, vernichtet hatte, Rache üben; ich konnte es nur, indem ich ihn ermordete. Das wollte ich, das mußte ich. Ich rannte zum Schlosse zurück. Es war Mitternacht, als ich ankam. Alles war dunkel; alle Thore waren verschlossen. Ich konnte nicht in das Schloß, ich konnte nicht einmal in den Hof gelangen. Ich hatte einen knabenhaften Racheplan gehabt. Wie hätte ich, auch wenn mir das Schloß offen stand, bis zu ihm dringen können, den ich ermorden wollte? Womit hätte ich ihm das Leben nehmen sollen? Ich hatte keine Waffe, nicht einmal ein Messer. Ich weinte von neuem, vor Wuth, daß ich mich nicht rächen konnte, daß in dem ganzen Schlosse Niemand war, der an mich dachte, der sich um mich kümmerte, daß kein Mensch es wagte, an mich zu denken. Carolinens Fenster war dunkel; ihre Gestalt war nicht zwischen den Vorhängen zu sehen. Ihr konnte ich es verzeihen, wenn die Furcht vor dem Vater die Zuneigung zu mir überwog. Auch ihrer Mutter verzieh ich am Ende. Aber auch die Fenster mei-

nes Vaters waren dunkel; ich hörte keinen Laut, keine Bewegung in seinem Zimmer. Schlafen konnte er wohl nicht, nach jener Beschimpfung, die seinem einzigen Kinde widerfahren war, bei der Ungewißheit, in der er über mich sein mußte. Aber auch er hatte nicht einmal den Muth, nach mir auszusehen. Das Herz zog sich mir in dem bittersten Schmerz und Zorne zusammen. Ich rannte wieder fort, und wollte nie irgend einen von allen diesen Menschen wiedersehen, auch meinen eigenen Vater nicht. Ich wollte keine Rache an ihnen nehmen; ich konnte es ja nicht. Aber ich wollte sie Alle hassen, verachten. Und das Gefühl kam über mich. Es war nicht minder knabenhaft, als das jener Rache. Aber mein trotziger, verstockter Sinn nährte, steigerte es. Mit ihm ging ich in die Welt, verließ ich meine Heimath, mein Vaterland und endlich das ganze Treiben der Welt selbst. Ich war hinten in Schlesien krank und elend geworden und konnte nicht weiter. Ich schleppte mich zu einem Kloster, das in der Nähe lag und mich aufnahm, und in dem ich auch ferner blieb, nachdem ich lange schon genesen war. Ich wollte nicht in die Welt zurück und wurde Mönch. Nicht aus Frömmigkeit, aus Demuth, aus Liebe zu Gott. Wie vielen Antheil hatte an meinem

Schritte gerade noch immer jener Trotz, der Hochmuth, das Gefühl, daß ich der Beschimpfte, Entehrte sei, auf den die Hetzpeitsche ein unverlöschliches Brandmal gedrückt habe! Es mußten Jahre vergehen, ehe mein Sinn geläutert, mein Herz gereinigt wurde. Und da war ich glücklich. Meine Brust kannte keinen Haß mehr, sie kannte nur noch die Liebe.

„Aus dem schlesischen Kloster war ich in ein polnisches versetzt worden. In dieses kam vor einiger Zeit ein Bruder aus einem der von den Franzosen aufgehobenen Klöster. Ich erfuhr von ihm, was seit fünfzig Jahren sich in der Heimath zugetragen hatte. Ich hatte nie etwas darüber gehört, hören wollen; es hätte mir nur die Ruhe, den Frieden meines Innern nehmen können. Von den Meinigen wußte er mir nichts mitzutheilen. Um so mehr erfaßte mich die Sehnsucht, noch einmal die alte Heimath wiederzusehen, mein müdes Haupt hier zum ewigen Frieden niederzulegen. Ich vermittelte meine Versetzung hierher und betrete heute zum ersten Male wieder das Schloß meiner Väter. Ich sah und vernahm seit funfzig Jahren nichts von ihm und war dennoch mit dem Vertrauen gekommen, der Friede meines Innern werde nicht wieder gestört werden können. Und

ich hoffe seine Kraft nicht überschätzt zu haben; wie viel Trauriges ich auch in den wenigen Stunden erfahren mußte, die ich hier bin, es hat mir nur die Heiterkeit meines Herzens trüben können. Du hast mir noch mehr mitzutheilen, treuer Conrad. Ich lese in Deinen Augen, daß es sehr Schweres ist. Es wird mir das Herz noch mehr mit Trauer umhüllen, aber den Frieden wird mir auch das Schrecklichste nicht rauben, was Du mir sagen könntest. Und nun sprich, was ist aus den Meinigen geworden, aus jenen Lieben, die ich hassen und verachten wollte und die ich doch im Grunde meines Herzens immer nur lieben und verehren konnte?"

Der Mönch hatte wohl richtig gelesen in den Augen des Dieners. Sie verkündeten Entsetzliches, bevor die Lippen es aussprechen konnten.

„Sie sind vorbereitet, gnädigster Herr?" sagte er.

„Ich bin," unterbrach ihn der Mönch, „für Dich wie für alle Anderen der Franziskanerpater Antonius."

Der Diener neigte sich gehorsam, während die Augen ihm feucht wurden.

„Sie sind vorbereitet, frommer Pater, das Traurigste zu hören. So lassen Sie es mich denn kurz machen. — Der Herr hatte mich binden lassen,

als Jenes mit Ihnen geschah. Gebunden wurde ich in den Hundestall geworfen, kein Mensch durfte zu mir. Da öffnete sich um Mitternacht die Thür des Stalles, der Graf trat ein und löste meine Bande.

«Du wirst mir folgen,» sagte er dabei. «Du wirst thun, was ich Dir befehle. Sprichst Du ein einziges Wort von dem, was Du siehst und hörst, so bist Du des Todes.»

„Er mußte schrecklich anzusehen sein, wie er so sprach. Ich konnte es in der Dunkelheit nicht sehen, doch ich hörte es an der Stimme. Es überlief mich heiß und kalt, aber ich folgte ihm. Er ging in das Schloß, die Treppe zum ersten Stock hinauf, hier in den Corridor links, an dessen Ende sich die Thür befand, die in den runden Thurm führte. An einer der letzten Thüren des Corridors blieb er stehen. Es war die Thür zu dem Wohngemach der Gräfin, seiner Gemahlin. Er zog einen Schlüssel hervor und schloß die Thür auf. Wir waren bisher in Dunkeln gegangen. In dem Zimmer brannte ein trübes Licht.

«Reinige hier», befahl er mir. «In einer Stunde darf man hier keinen Fleck mehr sehen, wenn Dir Dein Leben lieb ist.»

„In dem Zimmer war eine Blutlache. Ich

schleppte Wasser herbei, Tücher und was sonst zum Reinigen gehörte. Er stand in der Thür und sah mir zu. Wie er aussah, ich weiß es nicht; ich hatte nicht den Muth ihn anzusehen, und ehe die Stunde um war, war ich fertig. Er verschloß die Thür.

«Jetzt hier,» befahl er.

„Er zeigte auf den Boden des Corridors vor der Thür des Zimmers, aus dem wir kamen, bis zu der Thür des Thurmes. Er hatte das Licht aus dem Zimmer mitgenommen. Ein Strich von Blut zog sich von der einen Thür zur andern. Ein Blutender war hier an der Erde geschleppt. Ich reinigte auch hier. Er stand mitten im Corridor und sah mir zu. Als ich bald fertig war mit meiner Arbeit, wollten mich meine Kräfte verlassen. Ich war in die Nähe der Thurmthür gekommen und hörte in dem Thurme ein leises Wimmern. Ich hörte es diesmal deutlich, erschrecklich deutlich. Das Tuch, mit dem ich wischte, fiel mir aus der Hand.

«Wird's bald?» rief er mir drohend zu.

„Ich arbeitete wie wahnsinnig weiter. Ehe der Morgen anbrach, war ich fertig.

«Du kannst gehen,» sagte der Graf. «Du bleibst in meinen Diensten. Du bist der einzige Treue

hier. Werde nicht zum Verräther. Gehe zu Bett und spionire nicht!» rief er mir noch drohend nach.

„Er blieb in dem Corridor. Ich ging, ohne mich umzusehen, in meine Stube, in mein Bett. Schlafen konnte ich nicht. Als die ersten Leute im Schlosse aufstanden, wagte auch ich mich hinaus und ging in den Schloßhof, nach dem runden Thurme zu. Die Fenster des Grafen waren von innen noch fest mit den Vorhängen verhüllt, in seinem Wohn- wie in seinem Schlafzimmer. Der Graf schlief also noch. Ich ging um das Schloß herum, ich sah zu den Fenstern der Gräfin und des Grafen Curt hinauf. Sie waren verschlossen, wie sonst, als wenn die Bewohner noch in voller Ruhe des Schlafes wären. Ich wartete bis zu der Stunde, wo der Herr regelmäßig aufzustehen pflegte. Ich mußte dann in sein Schlafgemach kommen, ihm das Frühstück bringen und ihm beim Ankleiden helfen. Er bewohnte ganz allein den Thurm, und verschloß daher jeden Abend dessen nach außen auf den Hof führende Thür, und ich konnte nur vom Schlosse aus zu ihm gelangen. Ich ging in das Schloß, in jenen Corridor, der bis in den Thurm führte, an und in dem ich in der vergangenen Nacht jene entsetzliche Arbeit hatte vornehmen müssen. Ich sah noch

die Spuren des Waschens und Fegens und Reibens. Eine Blutspur war nirgends mehr zu erblicken. Ich hatte meine Arbeit gut gemacht. Ein Grausen ergriff mich; in dem Gange war Niemand, die Thüren zu den Gemächern der Gräfin waren verschlossen, wie immer zu dieser Stunde; sie stand erst später auf. Ich klopfte an die Thür, die in den Thurm, in das Schlafzimmer des Grafen führte. Ich erhielt keine Antwort, selbst als ich stärker klopfte. Der Graf mußte es gehört haben, wenn er auch noch so fest schlief; er hatte einen leisen Schlaf. Er wollte mir also nicht antworten. Ich kehrte um. An der Treppe begegnete mir der Bediente des Grafen Curt. Er sah verstört aus.

«Wissen Sie nichts von meinem Herrn?» fragte er mich.

«Warum fragen Sie nach ihm?»

«Als ich ihn eben wecken wollte, fand ich ihn nicht. Alle seine Zimmer sind leer. Er hat sein Bett nicht berührt. Schon gestern Abend hatte ihn Niemand mehr gesehen. Es fiel mir jetzt erst auf. Und — und — Conrad, das Schießen gestern Abend, der Zorn des regierenden Herrn — all das Andere — Herr des Himmels, was mag aus dem armen Grafen Curt geworden sein?»

„Wir wußten es Beide nicht. Nach einer Weile kam mit kreideweißem Gesichte die Kammerfrau der Gräfin zu mir.

«Conrad, was ist aus der gnädigen Gräfin geworden?»

«Warum fragen Sie nach ihr?» mußte ich auch sie fragen.

„Sie hatte ihre Herrin wecken wollen, hatte aber alle Thüren verschlossen gefunden. Sie hatte geklopft, gerufen, Niemand hatte ihr geantwortet; nichts hatte sich drinnen geregt. Auch sie hatte ihre Herrin schon am gestrigen Abend nicht mehr gesehen. Ich hatte auch für sie keinen Bescheid und kehrte in den Corridor zurück, um zu erwarten, daß der Graf sein Schlafgemach öffne und mich rufe. Eine Stunde später öffnete sich die Thür; der Graf trat heraus wie immer, finster, drohend, zornig, wie alle die Tage, alle die Zeit vorher. Das Gesicht war nur etwas müde, als wenn er die Nacht nicht geschlafen hätte. Er verschloß die Thür des Thurmes hinter sich.

«Folge mir!» sagte er mir dann.

„Er verließ den Corridor und bog in einen Seitengang ein. In diesem Gange lagen die Zimmer, die zur Aufnahme von Besuch bestimmt waren. Er trat in eins der Zimmer.

«Ich werde künftig hier wohnen. Besorge mein Frühstück.»

„Er sagte es in seiner finstern Weise, aber kalt, ruhig, als wenn am gestrigen Abende, in der vergangenen Nacht nichts vorgefallen sei. Ich konnte ihn ohne Grausen nicht ansehen. Ich brachte ihm sein Frühstück, er ordnete ruhig etwas in dem Zimmer, und als ich das Frühstück hingestellt hatte, rief er mich zu sich heran.

«Höre mir wohl zu. Die Thür, die vom Corridor in den runden Thurm führt, wird noch vor Mittag vermauert. Ist die Arbeit fertig, so wird der ganze Corridor durch eine Gitterthür abgeschlossen, daß ihn kein Mensch wieder betreten kann. Zum Abend muß das Ganze beendet sein.»

„Ich ließ es ausführen, wie er es angeordnet hatte. Vorher hatte ich doch noch an der Thurmthür horchen müssen. Ich hörte kein Stöhnen und kein Wimmern mehr. Lebendige wurden nicht eingemauert. Aber nicht die Gräfin, nicht den Grafen Curt hat je ein Menschenauge wiedergesehen. Das Gerücht wurde ausgesprengt, Graf Curt sei mit der Gräfin entwichen. Jenen Corridor hat bis heute nie wieder eines Menschen Fuß betreten. Die Fenster des Thurmes sind noch heute von innen dicht verhängt, wie ich sie am Morgen jener

schrecklichen Nacht sah. In das Innere des Thurmes ist nie wieder Jemand getreten, auch der Graf nicht. Es führt nur noch die eine Thür hinein, vom Schloßhofe aus. Sie ist seit jenem Abende nicht wieder geöffnet worden. Der Graf hat die Schlüssel zu ihr; wo er sie verwahrt hält, weiß Niemand. Die sämmtlichen Fenster des Thurmes sind von innen dicht mit festen eisernen Stäben versehen; auch durch Hinansteigen hat also kein Mensch in den Thurm gelangen können.

„Frommer Pater, Sie wissen jetzt, warum nicht die Gräfin, nicht der Graf Curt, Ihr Vater, nach Ihnen fragen, sich um Sie bekümmern konnten. Und auch die Comtesse Caroline konnte es nicht. Die Unglückliche — Aber wozu soll ich Ihnen allen Schrecken, alle Angst, allen Jammer, die Verzweiflung der armen Comtesse erzählen? Ich weiß ja auch nicht viel davon. Sie wurde schon nach wenigen Tagen in ein Kloster gebracht zu ihrer Erziehung und blieb dort auf ihren Wunsch, bis sie fünfundzwanzig Jahre alt geworden war. Da mußte sie zurückkehren, um sich zu vermählen. Von Ihnen, frommer Pater, hatte man nichts wieder gehört; Sie waren verschollen. Der Graf wollte sein altes Geschlecht nicht aussterben lassen, es sollte in den Nachkommen der Tochter fort=

blühen. Er hatte der Gräfin Caroline einen stillen jungen Herrn aus einem alten gräflichen Hause zum Gemahl ausgesucht, der seinen Namen ablegen und dafür den Namen Graf von Frankenberg annehmen mußte.

„Auf dem Schlosse war es wie im Grabe. Die Gräfin Caroline war zurückgekommen wie eine Grabesblume, die nur aus einem Grabe in ein anderes verpflanzt war. Der junge Graf war im Schlosse nicht mehr, als ein Bedienter. Still war er hergekommen; er wurde immer stiller, an Büchern und Beschäftigung hatte er keine Freude. Nach einem Jahre hatte er sich dem Trunke ergeben. Die Gräfin Caroline welkte von Tage zu Tage mehr dem Grabe zu. Nachdem sie ihrem Gemahl zwei Kinder geboren hatte, einen Knaben und ein Mädchen, starb sie. Ein paar Jahre nachher starb ihr Gemahl; die hitzigen Getränke hatten ihm Körper und Geist zerstört.

„Der Sohn der Beiden war still, wie sein Vater; er hatte einen noch schwächeren Verstand als dieser. Die Tochter war das Ebenbild ihrer Mutter, als die Gräfin Caroline noch das schöne und glückliche Kind war, das mit Ihnen spielte. Sie hat leider auch von dem späteren Unglück ihrer Mutter erben müssen, wenn auch nicht Alles. Sie durfte nach

ihrer Neigung und Wahl einem edlen Manne ihre Hand reichen. Der Name des Freiherrn, ihres Gemahls, ist in ganz Deutschland ebenso geliebt und geehrt, wie die Franzosen ihn hassen und verfolgen, weil ihr mächtiger Kaiser den deutschen Edelmann fürchtet. Die beiden Gatten lieben sich auch über Alles. Aber ihre Kinder sind ihnen gestorben, bevor sie ein Jahr alt wurden. Kann auf den Nachkommen des Grafen Moritz Anderes als ein Fluch ruhen? Und jetzt liegt die arme Frau in den Armen des Todes — derselbe Fluch muß sich ganz erfüllen, wie an ihr, vielleicht mit an ihrem edlen Gemahl.

„Ihrem Bruder, dem Sohne der Gräfin Caroline, suchte der alte Graf die Gemahlin aus, eine schöne stolze Dame aus einem alten, vornehmen Hause. Ach, sie war nicht zu vornehm und stolz, die deutsche Gräfin, die Geliebte eines leichtfertigen, hochmüthigen Franzosen zu werden, und das ist sie, ehrwürdiger Herr! Es ist ein Glück, daß sie ohne Kinder ist. Ihr Gemahl ist völlig schwachsinnig geworden. Er sieht ihren Lebenswandel nicht.

„Der alte Graf — er zählt bald neunzig Jahre — ist noch immer körperlich rüstig; der Verstand war ihm schon gleich nach jenen Vorfällen angegriffen; vielleicht war es schon vorher so gewesen;

ich hoffe es zu Gott. Später hatte er Perioden, in denen er völlig wahnsinnig war; dann wurde es wieder besser mit ihm. So ist es noch; nur wechseln in der letzteren Zeit der Wahnsinn und die Vernunft häufiger in ihm. Er kann ganz verständig sprechen, aber man ist keinen Augenblick sicher, daß nicht plötzlich mitten in seiner Rede der Wahnsinn in ihm losbricht. Bösartig ist er dabei immer, und immer hat man sich vor ihm zu hüten, daß man nicht von einem seiner bösen Streiche getroffen werde. Der Einzige, der manchmal Gewalt über ihn hat, ist sein Enkel mit seinem stillen, blödsinnigen Wesen. So geht dies alte Grafengeschlecht zu Grunde."

Der Diener schwieg. Auch der Mönch gab sich schweigend seinen Gedanken hin. Die beiden Greise saßen lange still einander gegenüber.

3. Neue Geschichten des Schlosses.

Der Doctor und der Hauptmann waren in das Krankenzimmer gegangen. Die beiden Gatten waren allein darin, sie hatten sich so viel zu sagen, so viel mitzutheilen, da sie sich seit langer Zeit nicht gesehen hatten. Fortwährend hatte ja der Frei-

herr auf wirklicher Flucht oder in Besorgniß gegen geheime französische Verfolgung sein müssen; denn er wäre erschossen worden, wenn er in die Hände der Verfolger fiel. Wie waren sie jetzt glücklich zusammen nach so langer schmerzlicher Entbehrung!

„Wie geht es der gnädigen Frau?" fragte der Doctor.

„Ich lebe auf, Doctor," sagte so glücklich die matte Stimme der Kranken.

„Und Sie sollen recht lange leben."

Der Hauptmann hatte die in der Tapete verborgene Thür zu dem geheimen Gange gefunden und geöffnet. Er trat mit dem Doctor in den Gang und zog die Thür hinter sich zu. Sie waren in voller Dunkelheit.

„Wohin nun weiter, Hauptmann?" fragte der Doctor. „Man sieht nicht die Hand vor den Augen."

„Ja, Doctor, wohin? Das ist die Frage."

„Ich meinte, Sie kennen den Gang."

„Der alte Conrad hat mir von ihm erzählt. Weiter weiß ich nichts. Und auch er war nur die paar ersten Stufen einer Wendeltreppe hinuntergekommen, er hatte nur gehört, daß man unten in einen langen schmalen Gang komme, der zu

der Thür irgend eines Gemaches führe, aus dem man dann in das Freie gelange."

Der Hauptmann tappte in der Finsterniß umher.

„Hier!" rief er. „Eine Treppe! Und richtig eine Wendeltreppe. Und es ist auch ein Strick da, um sich daran zu halten, damit man nicht unten den Hals bricht. Man muß also verdammt tief fallen können. Folgen Sie mir, Doctor."

„Ich bin schon da."

„Halten Sie sich nicht zu fest an dem Stricke, das alte Seil kann morsch sein, seit Jahrhunderten da hängen. Wenn es reißt, brechen wir Beide da unten die Hälse."

„Und wo sind wir, Hauptmann?"

Der Angeredete suchte von Neuem umher. „Auf trocknem, festem Boden von Erde."

„Und hier links fühle ich eine steinerne Mauer. Der Gang muß sich also nach rechts ziehen."

„Und da habe ich ihn auch. Der trockne, feste Boden zieht sich hier fort. Und ich kann Ihnen auch sagen, wie breit der Gang ist, Doctor. Ich messe fünf Fuß acht Zoll. Wenn ich meine beiden Arme ausstrecke, so berühren meine Fingerspitzen rechts und links die beiden Seitenmauern. Denn nicht wahr, Doctor, die Länge der beiden ausge-

streckten Arme eines Menschen entspricht der Länge seines Körpers?"

„Wenn uns in diesem schmalen Gange Franzosen begegneten, so wären wir ein paar verlorene Menschen."

„Ja, das wären wir. Gehen wir weiter."

„Ich folge Ihnen."

„Horch! Hörten Sie da nicht etwas, Doctor?"

„Da hinten vor uns! Es kam mir auch so vor."

„Und in der Höhe war es."

„Sollten wir an dem Ende des Ganges sein?"

„Wir werden es sehen. Es ist wieder still. Gehen wir um so vorsichtiger."

„Teufel, da ist es wieder! Und ganz nahe vor uns."

„Und es lautet, als wenn an einem Schlosse gedreht, an einer Thür gearbeitet würde."

„So ist es auch, und, Hauptmann, wenn da die Franzosen wären, um in den Gang einzudringen?"

„Und wer sollte sie hingeführt haben, Doctor?"

„Der Louis! Wir sprachen schon vorhin von ihm. Der Bursch ist mit allen Hunden gehetzt, kennt alle Winkel des Hauses, hat, wie alle Welt hier, von einem geheimen, unterirdischen Gange

im Schlosse gehört, hat sicher nicht eher geruht, als bis er ihn ausspionirt, hat ihn dann von einem Ende bis zum anderen verfolgt und gebraucht ihn jetzt zu seinem schändlichen Verrathe. Sie hätten sehen sollen, wie der Schuft den ganzen Tag, den ganzen Abend immer auf den Beinen, bald hier, bald dort, überall schlich, überall hin horchte. — Aber still! Da wurde deutlich ein Schlüssel gedreht."

„Wer in dieser verdammten Finsterniß sehen könnte! Aber gehen wir darauf zu."

„Und wenn es die Franzosen wären, Hauptmann? Wir liefen ihnen geradezu in die Hände!"

„Entkommen könnten wir ihnen ohnehin nicht. Aber im Gegentheil, wenn wir es können, so ist es nur gerade durch ein Draufgehen möglich. Jene Thür ist nicht unmittelbar am Gange. Sie müssen also noch eine zweite Thür passiren und vorher öffnen; kommen wir ihnen an dieser zuvor! Vielleicht ist sie von hier aus zu verriegeln, oder sonst zu versperren. Voran, Doctor! Nur dem Muthigen gehört die Welt."

Sie gingen vorwärts. Nach dem Oeffnen der Thür hatten sie gar nichts weiter gehört.

Sie waren nach zehn Schritten am Ende des Ganges. Aber wo und wie war dieses Ende des

Ganges? Sehen konnten sie nicht das Geringste. Sie mußten fühlen.

„Wir stehen vor einer Thür von massivem Eisen, Doctor — sie ist so breit wie der Gang und verschlossen."

„Versuchen Sie, ob sie zu öffnen ist."

„Still, Doctor! Das würde Geräusch machen und uns verrathen. Mich dünkt, ich höre etwas jenseits."

Beide legten horchend das Ohr an die Wand.

„Wahrhaftig," rief der Doctor, „da spricht Jemand."

„Und wissen Sie, wer es ist?"

„Nun?"

„Der junge Graf."

„Der Blödsinnige?"

„Gewiß. Mit wem mag er nur sprechen?"

„Und wo könnte er sein? Wo wären wir also?"

„Da antwortet ihm Jemand, und — Teufel, das ist die Stimme des alten Grafen."

„Großvater und Enkel beisammen? Der Verrückte und der Blödsinnige? Die haben seit Jahren kein Wort mit einander gesprochen. Was mögen sie jetzt haben?"

„Da wird eine Thür geöffnet. Sie knarrt fast

ärger als die andere, als wenn sie seit einem halben Jahrhundert nicht geöffnet wäre."

„Seit einem halben Jahrhundert, Hauptmann? Wissen Sie, daß gerade seit fünfzig Jahren die Frau und der Bruder des Alten verschwunden sind?"

„Teufel Doctor, worauf bringen Sie mich da? In dem alten Thurme sollen die Beiden verschwunden sein. An dem alten Thurme sahen Sie vorhin den Alten mit den Schlüsseln. Wir müssen hier vor diesem Thurme stehen. Der verborgene Gang mündet hinein."

„Aber still, still, Hauptmann! Hören Sie die sonderbaren Töne?"

„Das ist ein Hund."

„Der Alte hatte seine Dogge bei sich, den Hannibal."

„Und hören Sie, wie das Thier heult! Und da winselt es wieder. Das überläuft einen ja heiß und kalt. Was mag das sein?"

„Horchen wir weiter. Da lacht Einer. Es ist der Alte. Ich kenne sein heiseres, boshaftes Lachen des Wahnsinns. Das fährt erst recht durch Mark und Bein."

Sie schwiegen und horchten gespannt, indem sie Beide das Ohr fest an die eiserne Thür gelegt

hatten. Großvater und Enkel, der verrückte und der blödsinnige Graf, sprachen miteinander. Aber von dem, was sie sprachen, waren nur einzelne, abgerissene Worte zu verstehen.

„Ja, ja, hier!“ sagte der Alte, als wenn er auf eine Frage geantwortet hätte.

„Und wie?“ fragte der Enkel.

Die Antwort war diesmal nicht zu verstehen. Die Horcher unterschieden nur das Wort „Hannibal“. Von dem, was darauf wieder der Enkel sprach, waren nur die zwei Worte „die Franzosen“ zu verstehen. Der Alte lachte darauf, fast so heiser und boshaft, wie vorhin. Dann sprachen Beide lange, ohne daß eine einzige Sylbe zu unterscheiden war.

„Hannibal, komm!“ rief jetzt der Alte dem Hunde zu.

Die Thür, die zuletzt aufgeschlossen war, wurde wieder zugemacht. Man hörte deutlich das schwere Knarren, aber am Schlosse wurde nicht wieder gedreht; sie war also nur angelehnt. Zwei Schritte bewegten sich. Eine zweite Thür wurde geöffnet; es war dieselbe, welche die Horchenden zuerst, da sie noch weiter zurück im Gange waren, hatten aufschließen hören. Sie wurde wieder abgeschlossen, und man vernahm nichts mehr.

„Hm, Doctor, was war das Alles?"

„Gott weiß es, Hauptmann. Die Beiden haben etwas vor, die beiden armen Thoren zusammen. Gutes ist es nicht, obwohl der Blödsinnige dabei ist. Das Lachen des Alten war zu boshaft. Und auch die Bosheit des Wahnsinns steckt an, wie der Wahnsinn selbst. — Gehen wir, Hauptmann!"

„Ja, kehren wir zurück! Was gehen uns die Narren an? Ich habe da zwar einen Gedanken über das, was sie vorhaben konnten; aber er ist zu wüst, als daß ich ihn aussprechen mag. — Wir haben Eins gewonnen. Dieser Gang mündet in den alten runden Thurm; darüber ist kein Zweifel. So kann kein Franzose hinein. Die Thüren des Thurmes sind von Eisen; die Fenster sind mit den schwersten eisernen Stäben versehen. Die Schlüssel zu den Thüren hat außer dem Alten und dem alten Conrad kein lebender Mensch gesehen. Der Alte giebt sie nicht aus der Hand. So ist der Freiherr sicher vor jeder Gefahr." —

Sie waren schon auf dem Rückwege und konnten, trotz der tiefsten Dunkelheit, schneller gehen in dem Gange, der ihnen nun bekannt war. Aber auf einmal mußten sie auf der Mitte ihres Weges ihre Schritte einhalten. Sie hörten plötzlich vor sich ein Geräusch, einen Lärm.

„Herr des Himmels, was ist das?"

„Das ist Waffengetöse!"

„Vor uns! In dem Zimmer der Freifrau!"

„Die Franzosen?"

„Sie sind es!"

„Hören Sie den Schrei, Doctor?"

„Hauptmann, das ist der Schrei einer Sterbenden!"

„Die arme Frau! Der arme Mann!"

„Eilen wir!"

„Wir kommen zu spät."

Die beiden Greise im Vorzimmer der kranken Freifrau hatten lange still beisammen gesessen. Bei einem plötzlichen Geräusche waren sie aufgefahren. Das Vorzimmer lag an einem Seitengange in dem bewohnten Theile des Schlosses. Man konnte in diesen Seitengang auf kurzem, geradem Wege von dem Hauptcorridor aus gelangen, in welchen von dem großen Treppenhause des Schlosses unmittelbar die breite Doppeltreppe führte; man kam aber auch hin aus jener engeren Treppe und durch jene schmalen, gewundenen, dunklen und abgelegenen Gänge, durch welche der Arzt den alten Mönch geleitet hatte.

Das große Portal, das in das Treppenhaus

führte, war am Abende verschlossen, von Dienern bewacht. Von dem Hauptcorridor aus konnte daher unangemeldet Niemand zu den Zimmern der Freifrau gelangen. Jene schmalen, gewundenen, meist durch unbewohnte Theile des Schlosses führenden Gänge waren vielleicht nicht einmal den sämmtlichen Bewohnern des Schlosses bekannt; ein Fremder hätte sich, zumal am Abend, da sie nicht erleuchtet waren, in ihnen und durch sie gar nicht zurechtfinden können. Das Geräusch, das die beiden Greise hörten, schien aus der unbewohnten Gegend des Schlosses, aus den schmalen, dunklen Gängen, zu kommen. Es kam rasch näher. Schritte von Menschen schlichen leise, aber schnell, als wenn der Nachtwind durch die alten Gänge fahre.

„Wer kann da kommen?"

„Die Franzosen, geführt von einem Verräther, dem Louis."

„Schließen wir die Thür ab."

Der Kammerdiener schloß die Thür ab, die in den Gang führte.

„Zum Freiherrn! Er muß in den verborgenen Gang!"

Die Kammerfrau kam durch die Seitenthür, durch die sie sich in ihre Stube nebenan begeben hatte, in das Zimmer gestürzt.

„Franzosen!“ rief sie. „Rettet den Herrn!“

Ihr Rufen war in dem Krankenzimmer gehört. Der Freiherr öffnete die Thür des Zimmers.

„Was giebt es?“

„Die Franzosen, gnädiger Herr! Retten Sie sich!“

Der Freiherr kehrte in das Krankenzimmer zurück. Der alte Diener trat mit ihm ein, flog zu der verborgenen Tapetenthür und riß dieselbe auf.

„Hier, hier, Herr Baron! In den Gang! Da unten sind Sie sicher.“

Aber die Kranke hatte laut aufgeschrieen. Der Freiherr eilte zu ihr. Sie umfing ihn krampfhaft.

„Georg, ich sterbe! Aber rette Dich, rette Dich!“ rief sie dann.

Sie konnte es rufen, die edle Frau, in dem furchtbaren Krampfe, in den Schreck und Angst sie geworfen hatten, der alle ihre Glieder schüttelte. Es war der Krampf und der Kampf ihres Todes. Konnte der Gatte sie in diesem Kampfe verlassen?

„Margarethe, mein Weib, mein Alles, stirb nicht!“

Er beugte sich über sie; er umfaßte sie, dem Krampfe zu wehren, den Kampf zu mildern.

„Gnädiger Herr, ich beschwöre Sie!“ rief der Diener.

Er erhielt keine Antwort.

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist," rief er noch einmal. „Da sind die Verfolger."

Er stürzte zu dem Krankenbette, zu dem Freiherrn. Die Verfolger waren da. Sie waren wie im Sturm an die Thür des Vorzimmers geflogen und fanden sie verschlossen. Drei Kolbenstöße stießen die Thür ein. Bewaffnete Gensd'armen drangen in das Zimmer, rannten hindurch zu der Thür des Krankenzimmers. Der Verräther hatte sie von Allem unterrichtet, mit Allem bekannt gemacht. Der alte Mönch hatte sich vor die Thür gestellt und trat ihnen entgegen.

„Zurück! Dort liegt eine Sterbende! Zurück im Namen des allbarmherzigen Gottes, den auch Ihr in Eurer Sterbestunde anrufen werdet."

Man hörte nicht auf ihn. Er wurde zur Seite gestoßen. Die Thür des Krankenzimmers war von innen verriegelt. Der Kammerdiener hatte es gethan; er hatte die Gegenwart seines Geistes nicht verloren. Die Thür wurde mit dem Kolben eingestoßen, wie die erste. Die Verfolger waren in dem Krankenzimmer.

Der Freiherr hatte noch seine Arme um die Sterbende geschlungen. Der treue Diener suchte

ihn von ihr fortzureißen, aber er konnte es nicht. Die französischen Gensd'armen hatten ihn schon gefaßt und rissen ihn von ihr. Sie konnten es und schleppten ihn fort.

Der Diener stürzte hinter ihnen her, als wenn die Ohnmacht noch etwas retten könne aus den Klauen des Verraths und der Gewalt. Die Sterbende stieß einen durchdringenden Schrei aus. Der Mönch trat an ihr Bett. Eine Todte lag vor ihm. Die arme Frau hatte ausgerungen, war erlöset von ihrem Schreck, von ihrer Angst, von allen ihren Leiden. Der Mönch knieete nieder am Bette und betete still für die Seele seiner todten Verwandtin.

Der Arzt und der Hauptmann kamen aus dem geheimen Gange hervor. Sie sahen die Leiche und den still vor ihr auf den Knieen betenden Mönch. Sie standen unwillkürlich schweigend. Da kehrte der alte Diener Conrad in das Zimmer zurück. Sein Gesicht war leichenblaß.

„Kommen Sie," sagte er zu dem Hauptmann und zu dem Arzte. „Retten können Sie nicht mehr. Der Fluch dieses unglücklichen Hauses muß in der heutigen Nacht sich ganz erfüllen; aber kommen Sie."

Sie folgten dem alten Diener. Der Mönch betete still weiter. Nach einer Weile öffnete sich

leise die Thür. Die Kammerfrau der Verstorbenen trat ein. Ihr verweintes Gesicht war zugleich verstört.

„Herr Pater, Sie möchten zu dem runden Thurme kommen. Der alte Conrad läßt Sie dringend bitten. Ich werde unterdeß bei der Leiche beten."

Der Mönch erhob sich und verließ das Zimmer. Die Frau knieete an seiner Stelle nieder.

Der weitläufige Park, der zum Schlosse Frankenfelde gehörte, schloß sich unmittelbar an die Hofgebäude an. Man hatte auch einen besonderen Eingang zu ihm dicht an dem dicken runden Thurme; der Weg dazu führte vom Schloßhofe aus um den Thurm herum. Auf diesem Wege waren vor fünfzig Jahren glücklich, Arm in Arm, die beiden Kinder, der Graf Adolph und die Comtesse Caroline, gekommen, um von dem Grafen Moritz mißhandelt und auseinander gerissen zu werden und sich dann niemals wiederzusehen.

An diesem Tage, da der alte greise Mönch das Schloß seiner Väter nach fünfzig Jahren zum ersten Male wiedersah, war den Weg eine schöne junge Frau gegangen, die hohe Gestalt von der schweren, rauschenden, dunklen Seide umhüllt, das feingeformte Gesicht unter dem Capuchon von schwarzer

Seide verborgen. Sie war in dem Dunkel des Abends aus einem Seitenpförtchen des weiten Schlosses hervorgekommen, war, ehe sie in den Hof hineintrat, lauschend und spähend nach allen Seiten stehen geblieben, hatte mit ihrem leichten Schritt rasch die Strecke des Hofes um den runden Thurm herum durchmessen, und war durch das Pförtchen in den Park eingetreten. An dem Thurme hatte sie doch einmal unwillkürlich anhalten müssen, nur eine Secunde lang. Es schien ihr plötzlich unheimlich zu werden, so dicht an dem alten Gebäude, das in der Finsterniß des Abends so dunkel und still neben ihr lag. Erzählten ihr die alten Mauern mit ihrem seit fünfzig Jahren nicht betretenen Innern, mit der fest verschlossenen Thür, mit den dicht verhangenen Fenstern, die keiner der im Schlosse lebenden Menschen, mit Ausnahme des alten Grafen und des alten Conrad, jemals frei und offen gesehen hatte — und der alte Graf und der alte Diener waren Beide stumm wie das Grab — erzählten ihr die alten stummen Mauern alte Geschichten, die vor fünfzig Jahren in ihnen passirt und noch heute grausig waren? Oder sprachen sie ihr von der Gegenwart prophetische Worte, gar von der nächsten Stunde? Süß mußten auch diese in ihrem Ohre nicht klingen und in

ihrem Innern nicht nachklingen. Die schöne junge Gräfin, das untreue Weib des schwachsinnigen Mannes, schüttelte sich, wie vor plötzlichem Frost, fuhr rasch mit der Hand über die Augen, als wenn sie ein recht häßliches Bild verscheuchen wolle, und beschleunigte hastig ihren Schritt.

In dem Park wandte sie sich rechts zu einer kleinen, dunklen Kastanienallee, durcheilte diese und stand an ihrem Ende vor einem Pavillon. Das kleine chinesische Häuschen war mit Thür und Fenstern versehen. Die Fenster waren dunkel, die Thür schien verschlossen zu sein. Die junge Dame wollte leise in die Hände klatschen, um ihre Ankunft anzukündigen. Sie war schon gesehen worden; die Thür wurde von innen geöffnet. Ein Mann flog auf die Gräfin zu. Die knappe, eng anliegende Uniform des Obersten der Kürassiere hob auch in dem Dunkel des Abends die schöne und stolze Gestalt des Mannes hervor. Sie lagen einander in den Armen. Arm in Arm gingen sie zu der Thür des Pavillons, verschwanden durch sie in seinem verschwiegenen Innern. Rund umher herrschten nur Finsterniß und Stille der Nacht. Das dauerte lange so, doch endlich wurden Finsterniß und Stille der Nacht unterbrochen.

„Höre ich nicht Stimmen?“ fuhr der Oberst auf.

„Und leise Schritte!" sagte die Gräfin bebend.

„Zittere nicht, Adele. Was es auch sei, Du stehst unter meinem Schutze!"

„Auch gegen den Ruf der Welt?"

„Horchen wir!"

„Es ist die Stimme meines Gatten. Mit wem kann er sprechen?"

„Pah, es ist sein Großvater, der wahnsinnige Graf. Ein Spaß! Zwei Verrückte beisammen."

„Du kannst scherzen, Alphons! Ich vergehe vor Angst. Was kann sie hergeführt haben?"

„Horchen wir, ob ein Dritter bei ihnen ist."

„Sie sprechen nur miteinander."

„Welche Gefahr könnte uns dann drohen?"

„Aber es ist doch noch Jemand bei ihnen. Ich höre so eigenthümliche Töne."

„Ich werde mit den Augen zu erkennen suchen, was es ist. Meine Augen sind scharf."

Der Oberst erhob sich leise, ging langsam an das Fenster, brachte seine Augen vorsichtig dem Glase näher. Er hatte scharfe Augen.

„Es sind die beiden Herren. Sie stehen zehn Schritte weit von hier, an einer Kastanie der Allee. Es ist Niemand bei ihnen. Ah doch! Der Hund des Alten ist mit ihnen. Er steht unmittelbar vor ihnen; darum sah ich ihn nicht

gleich. Das Thier scheint fort zu wollen — wohl hierher — der alte Graf hält es zurück, an dem Ringe, den es um den Hals trägt."

Die Dame unterbrach den Officier. „Den Hannibal? So sind sie nicht durch Zufall hier. Sie sind auf unserer Spur. Wir sind verloren!"

„Ich habe Waffen bei mir, Adele — meinen Säbel, zwei geladene Pistolen."

„Der Hund wird Lärm machen —"

„Still, sie kommen näher —"

„Großer Gott!"

„Ich beschwöre Dich, bleibe ruhig, Adele. Sie können nicht zu uns herein, die Thür ist verschlossen."

„Aber der Hund wird das ganze Schloß zusammenrufen."

„Ich werde ihn erschießen."

„Damit der Schuß noch mehr Menschen herbeiführt?"

„Sie machen Halt. Sie sprechen wieder mit einander. Hören wir, was sie reden. Wir werden jetzt ihre Worte verstehen können."

Sie konnten die Worte der Beiden verstehen, von denen der Eine wahnsinnig, aber in seinem Wahnsinn zuweilen vernünftig, der Andere nur

schwachen Sinnes, aber in seinem Schwachsinn wohl auf dem Wege zum Wahnsinn war.

„Hannibal, mein treues Thier," sagte der alte Graf, „warum bist du denn so ungeduldig? Ist es ein Wolf oder ein Dachs, was du witterst? Oder wäre es gar ein Fuchs? — Moritz!"

Er erhielt von dem Blödsinnigen, an den er sich gewandt hatte, keine Antwort. Der Alte lachte.

„Hm, haben sie dem blödsinnigen Burschen die Ehre angethan, ihm meinen Namen zu geben — die Ehre sollte für den Großvater sein, meinten sie — Heuchelei in der Welt, nichts als Lug und Trug, unter den nächsten Verwandten am meisten. Ist es nicht so, Moritz?"

„Wenn Du es befiehlst, gnädiger Großvater," antwortete der junge Graf.

„Ja, ich befehle es. Aber was meinst Du, was der Hund, der Hannibal, wittert? Einen Wolf oder einen Fuchs? Oder meinst Du, daß es ein Hase sei?"

„Ich sehe gar nichts, Großvater."

„Du sollst auch nichts sehen. Der Hund sieht nicht einmal und er weiß es. Und wenn ich noch in Deinen Jahren wäre, so wüßte ich es durch das Ansehen des Hundes. Aber die

Jugend taugt jetzt nichts mehr, verkommt von Jahr zu Jahr, und ich — he, wie alt bin ich denn schon? He, mein Sohn, mein theurer Enkel, kannst Du rechnen?"

„Ich habe die vier Species gelernt, gnädiger Großvater."

„So rechne mir einmal aus, wie alt ich bin."

„Das weiß ich nicht."

„Dann will ich es Dir sagen. Ich bin dreiundneunzig Jahre alt und drei Monate und so und so viele Tage. Und sieh, ich kann noch auf die Jagd gehen — Du warst nie ein Jäger, Moritz!"

„Nein, gnädiger Großvater."

„So sollst Du es heute werden. Du bist es schon geworden. Wir stehen hier auf dem Anstande."

„Aber wir haben ja keine Gewehre, gnädiger Großvater!"

„Recht edles Wild hetzt man zu Tode, mein Sohn."

„Du meinst durch den Hannibal, gnädiger Großvater?"

„So meine ich. Und weißt Du, was man mit dem gemeinen Vieh im Walde macht?"

„Ich weiß es nicht, gnädiger Großpapa."

„Das läßt man von den Hunden zerreißen."

„Ah!“ sagte der junge Graf verwundert.

„Ah!“ sagte im Pavillon die Dame mit einer von der Angst erstickten Stimme

Wie bleich mochte das schöne Gesicht sein, das vor einer Viertelstunde noch von dem Glücke der unheiligen Liebe geglüht hatte! Ihr Geliebter — man sah in der Dunkelheit auch sein Gesicht nicht — aber er stand starr; seine einzige Bewegung war, daß er dann und wann mit der flachen Hand über die Stirn wischte — dem tapferen Oberst der großen Armee, der in so mancher heißen und blutigen Feldschlacht nicht gebebt und nicht gewankt hatte, mochte der kalte Schweiß auf die Stirn treten.

Die da draußen unter dem Fenster des Pavillons fuhren fort:

„Und wir haben hier ein edles Wild und eine gemeine Bestie, mein Sohn.“

„Ah, wo, gnädiger Großvater?“

„Wo ist Deine Frau, Moritz?“

„Ich denke, in ihrem Zimmer.“

„Hm, sie ist eine Edelfrau!“

„Aus einem sehr alten Hause, gnädiger Großvater.“

„Und in ein eben so altes, hm, in ein noch älteres hineingekommen. Sie ist Hochgeboren,

sie ist gar Erlaucht und darf von den Hunden nicht zerrissen werden, nicht wahr, Moritz?"

„Ich denke nicht, gnädiger Großvater."

„Ja, sie muß zu Tode gehetzt werden."

„Befiehlst Du es, gnädiger Großvater?"

„Ich sagte es."

„Und wer soll von den Hunden zerrissen werden?"

„Warte einen Augenblick, mein Sohn." —

„Gott, du Gerechter!" rief die Dame im Pavillon. Sie hatte in ihrer entsetzlichen Angst nicht gewußt, was sie sprach, indem sie den Gott der Gerechtigkeit anrief. „Gott der Barmherzigkeit, Gott der Gnade, schenke mir deine Gnade, deine Barmherzigkeit!" Sie sank in die Kniee und rang die Hände.

Draußen wurde an die Thür des Pavillons gepocht.

„Mein Herr Oberst, öffnen Sie!" rief laut eine befehlende Stimme. Es war die Stimme des alten Grafen. Der alte, reichsfreie Edelmann sprach in dem reinsten Französisch. Er stand unmittelbar an der Thür des Pavillons.

Der Oberst hatte seinen Säbel umgürtet, seinen Helm aufgesetzt. Er zog seine beiden Pistolen hervor. Sie waren geladen, hatte er gesagt. Er

spannte den Hahn an jeder; dann sah er nach der Frau, die knieend, die Hände ringend, betend am Boden lag. Er stand unschlüssig.

„Mein Herr Oberst," wiederholte der alte Graf, „ich fordere Sie auf, zu öffnen."

Der Oberst hielt eine der beiden geladenen Pistolen in der Hand, die andere unter dem Arme. Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

„Tritt zurück, Adele," sagte er zu der Frau.

„Was willst Du thun?"

„Uns befreien."

„Sie werden Dich tödten."

„Die beiden Wahnsinnigen?"

„Der Hund wird Dich zerreißen. Der Alte sagte es. Du kennst den Hund nicht."

„Pah, meine Kugel wird ihn sicherer treffen, als mich seine Zähne. Tritt zurück."

„Ich beschwöre Dich, Alphons. Schone Deinen und meinen Ruf. Oeffne nicht. Was wollen sie, wenn Du es nicht thust? Mit Gewalt eindringen? Sie können es nicht. Sie können die Thür nicht öffnen, die stark und fest verschlossen ist; die Fenster nicht, wenn wir die Läden vorschieben; sieh, hier sind sie; sie sind fest, verschließbar. Sie haben uns ja auch noch nicht gesehen und nicht gehört. Es ist ihnen noch ungewiß,

ob wir hier sind. Halten wir uns ferner still, noch eine Weile. Der Sinn verwirrt sich ihnen vielleicht dann ganz; sie kehren zurück."

Die Dame hatte die Gegenwart des Geistes zurückbekommen. Der Oberst gab ihr nach; vielleicht ihren Gründen, vielleicht ihrer Liebe; vielleicht etwas Anderem; vielleicht schien es nur so, und er sann über Anderes nach. Draußen war der alte Graf ein paar Schritte von der Thür zurückgetreten.

„Moritz, mein Sohn," sagte er, „kennst Du die Geschichte Deiner Vorfahren?"

„O ja, gnädiger Großvater, sie waren ein mächtiges und edles Geschlecht."

„Und Raubritter dazu, mein Sohn. Und weißt Du, wie sie es machten, wenn sie einen Feind in einem festen Thurm belagerten, aus dem sie ihn nicht heraustreiben und herauslocken konnten?"

„Ich weiß das nicht, gnädiger Großvater."

„Sie legten Feuer rund um den Thurm, und wenn das recht hoch und lustig brannte, dann wurde dem Gefangenen drinnen recht heiß und immer heißer, und zuletzt verdammt schlimm zu Muthe, und er mußte heraus, er mochte wollen, oder nicht. Hm, Moritz, legen wir Feuer an das

Ding hier. Es soll ein recht großes, lustiges Feuer werden."

Der alte Wahnsinnige lachte boshaft. Der junge Blödsinnige mochte sich still freuen.

„Du reibst die Hände, Moritz?" sagte sein Großvater. „Ah, Du wirst Dich noch mehr freuen, wenn ich Dir sage, wen wir da herauslocken werden."

„Du sprachst von einem edlen Wild und einem gemeinen Vieh, gnädiger Großvater, und dann riefst Du wieder: mein Herr Oberst."

„Ja, mein Sohn, und der Herr Oberst, der französische Oberst von den Kürassieren, er ist das gemeine Vieh, ein räudiger Hund, der sich in diesem Pavillon versteckt hat —"

„Und er soll darin verbrennen, Großvater?"

„Wenn er nicht herauskommen will!"

„Und wer ist das edle Wild, gnädiger Großvater?"

„Deine Frau, Moritz! Deine erlauchte Gemahlin."

„Meine Frau hier?" fragte verwundert der Blödsinnige. „Und nicht in ihrem Zimmer? Es muß ja beinahe Mitternacht sein!"

„Ja mein Sohn, es ist gleich Mitternacht,

und bis in die Mitternacht war Deine edle Frau hier allein mit dem französischen Obersten —"

„Großvater!" schrie der Blödsinnige auf. „Großvater! Großvater —"

„Komm, mein Sohn, laß uns das Feuer anmachen."

„Ja, ja! Ja, ja!"

„Ich habe für Alles gesorgt, Moritz. Hier rechts liegt Stroh, hier links ein Reiserhaufen. Feuerzeug habe ich in der Tasche. Tragen wir das Holz und das Stroh zusammen. Legen wir einen Theil an die Thür, den andern unter dieses Fenster. So kommen sie in ein Kreuzfeuer. Und du, Hannibal, stehst unterdeß auf Wache, und wenn du das Geringste hörst oder siehst, so bist du da, mit deiner Stimme, mit deinen Zähnen, mit deinen Tatzen."

Er sprach zu dem Hunde, wie er zu dem Blödsinnigen gesprochen hatte. In dem Pavillon hörten sie, wie die beiden Herren geschäftig das Stroh und das Holz zusammentrugen und an die Thür und unter das Fenster legten.

„Großvater," sagte der junge Graf dabei, „sie sollen nicht heraus, sie sollen darin verbrennen."

„Wenn sie so wollen!" sagte der alte Graf. „Ich hatte es eigentlich anders vor."

„Nein, nein, Großvater! Ich will das Weib nicht wiedersehen, nie, nie.“

„Einmal noch, mein Sohn, hätte ich mir gedacht.“

„Nie, nie, Großvater!“

Der Blödsinnige war in Wuth. Der Alte lachte heiser in sich hinein. Sie mußten fertig sein.

„Machen wir Feuer,“ sagte der Alte.

Im Pavillon hörten sie 'draußen Stahl und Stein an einander schlagen. Der Muth des untreuen Weibes hatte nur wenige Minuten anhalten können; es war kein sittlicher Muth; es war der feige Muth des Verbrechens. Ihm folgte die Angst des Verbrechens, dann die Angst der Verzweiflung.

„Wir sind doch verloren!“ jammerte sie. „Es ist Alles vorbei, mein Ruf, mein Leben! Wie werden wir uns retten können? Lebendig hier verbrennen? Zu entkommen suchen? Wie wäre es möglich? Der Alte ist die Bosheit selbst; er war es immer. Des Blödsinnigen hat sich die Wuth bemächtigt; da ist er fürchterlicher, blutgieriger, als Jener. Der große Hund —! Was wollte der Wahnsinnige mit mir? Ich habe nicht verbrennen sollen; er habe es anders mit mir vor-

gehabt! Noch schlimmer, als verbrennen? Und noch einmal habe der Andere mich wiedersehen sollen! Was hatte er vor? Was hat er noch vor, wenn ich hier nicht in den Flammen umkomme? Und es brennt schon! Es brennt! Alphons, was machen wir? Rette mich, rette Dich!"

Es brannte draußen. Man hatte Stahl und Stein aneinander schlagen hören. Ein halbe Minute nachher drang ein heller Lichtstreif durch das Fenster des Pavillons; ein halbe Minute später war es ein heller Feuerschein. Das Stroh mußte lichterloh brennen; das Reiserwerk hörte man knistern. Der Blödsinnige jubelte laut.

„Hei, gnädigster Großvater, wie das lustig brennt!"

„Ja, mein Sohn," erwiderte der Wahnsinnige, „es ist ein hübsches, munteres Feuerchen."

„Und jetzt müssen sie heraus, Großvater, nicht wahr?"

„Ja, mein Sohn, und sie müssen recht bald heraus, wenn sie nicht verbrennen wollen. Der Pavillon ist alt; das Holz daran ist morsch und trocken und fängt Feuer und brennt wie Zunder, die Thür, die Thürpfosten, die Fenstergesimse, das Dach. Ha, an das Dach leckt die Flamme schon heran. Es ist mit Schindeln gedeckt!"

„Alphons, rette uns!“ Die Dame rief es, selbst beinahe wahnsinnig in ihrer Angst, in dem Bewußtsein ihrer ehebrecherischen Schuld, in ihrer Verzweiflung. Sie warf sich in die Arme des Obersten.

„Komm!“ raffte der Oberst sich auf.

Er hatte nachdenkend, dann stillbrütend gestanden. Der frische, offene, tapfere Muth schien ganz von ihm gewichen zu sein. Die Flamme, deren heller Schein durch das Fenster drang, zeigte ein blasses, verstörtes Gesicht, eine Gestalt, die sich mühsam mußte aufrecht zu erhalten suchen. Es war ein so kühn und muthvoll geformtes Gesicht, und die Gestalt war so kräftig und edel gebaut. Und an seiner Schulter lag das entstellte, schneeweiße Gesicht, in seinen Armen die zusammengesunkene Gestalt der Frau. Und auch dieses Gesicht trug die schönen und edlen Züge, und die hingesunkene Gestalt zeigte die wunderbar schönen, feinen und runden Formen, mit denen der Schöpfer dieses Weib, gewiß zu einer besseren Bestimmung, ausgestattet hatte.

„Komm!“ raffte der Oberst sich auf. „Hier müssen wir verbrennen. Es ist kein Zweifel. Nur die Kühnheit kann uns retten. Stelle Dich zu mir. Halte Dich an mir fest, mit beiden

Armen. Laß mich nicht los. Klammere Dich an mich, wie fest Du kannst. So folge mir. Trenne Dich keine Secunde von mir. Du wärst verloren. Ich würde Dich nicht wieder mit mir vereinigen, an mich zurückziehen können. Ich werde meine Arme zu etwas Anderem gebrauchen müssen. Komm!"

Sie konnte sich an ihm festhalten. Er ergriff wieder seine beiden Pistolen und ging an die Thür des Pavillons. Die Frau schleppte sich mit ihm hin. Er öffnete das Schloß der Thür und riß die Thür auf. Unmittelbar vor der Thür brannte der Reiserhaufen. Rauch und Feuer drangen in den Pavillon.

„Halten Sie sich fest, Madame!" rief der Oberst.

Nur durch den brennenden Haufen war ein Ausgang. Er mußte hindurch springen.

„Halten Sie sich krampfhaft fest, Madame!"

Er drang in das Feuer und kam hindurch. Aber er war allein hineingedrungen, er stand allein, als er hindurch gekommen war. Die Frau war von allen ihren Kräften verlassen worden, von denen der Seele, von denen des Körpers. Ihre Arme hatten den Mann, der sie befreien wollte, nicht mehr umfassen können. Sie war

zurückgesunken und lag halb auf der Schwelle der Thür, halb im Pavillon.

Der Oberst wollte zurück zu ihr. Aber er konnte nicht zurück, er konnte nicht voran. Der große, wilde, kräftige Hund des Grafen hatte ihn gefaßt, war von hinten, ehe er das Thier nur sah, an ihm emporgesprungen, hatte seine Tatzen in seine Schultern geschlagen, zerfleischte ihm mit den Zähnen den Nacken, hing sich mit seiner ganzen Schwere und Kraft an ihn, riß ihn nieder.

„Rühre ihn nicht an, Moritz!“ rief der alte Graf. „Besudle Deine Hände nicht an ihm. Hannibal, mein Thier, faß ihn — faß ihn!“

Und das Thier zerriß ihn.

„Aber zu ihr, Moritz, mein Sohn! Sie ist ein edles Wild.“

Der Wahnsinnige riß die brennenden Reiser vor der Thür auseinander, um in den Pavillon gelangen zu können. Der andere Irre half ihm. Sie waren fertig. Eine Hetzjagd begann. Die Gräfin hatte sich erhoben. Die furchtbarste Angst des Todes hatte sie ergriffen. Sie war in den Pavillon zurückgeflogen und wollte die Thür hinter sich zuwerfen, aber sie konnte es nicht. Sie wollte wieder niederknieen, der bebende Körper versagte ihr den Dienst. Sie wollte wieder beten.

„Großer, allmächtiger Gott —“ Die Zunge erlahmte ihr. Die Gedanken verwirrten sich ihr.

Die beiden Wahnsinnigen waren in das Zimmer gedrungen. Auch den Schwachsinnigen hatte die Wuth des Wahnsinns ergriffen.

„Da ist das ehrlose Weib!“

Er sprang auf sie zu. Sie rannte vor ihm fort, sie rannte in dem engen Raume umher und wollte zu der Thür; darin stand der alte Graf; sie sprang an das Fenster und riß es auf; sie wollte hindurch springen; Rauch und Flammen schlugen ihr entgegen. Sie wollte die Fenster wieder zuwerfen, sie wußte nicht mehr, was sie that. Sie fiel bewußtlos zu Boden.

„Hei, Großvater, ich habe sie!“

„Hebe sie auf, mein Sohn, und folge mir mit ihr.“

„Und der Andere?“

„Hannibal ist mit ihm fertig. Mag er bleiben, wo er liegt. Folge mir.“

„Wohin?“

„Du wirst es sehen.“

Der alte Diener Conrad war dem Freiherrn nachgeeilt, den die Franzosen aus den Armen der sterbenden Gattin gerissen hatten, den sie fort-

schleppten. Die Ohnmacht konnte nicht mehr retten. Die französischen Gensd'armen entfernten sich rasch mit ihrem Gefangenen, wie in eiliger Flucht. Sie waren, von einem Verräther geführt, auf den verborgenen, abgelegenen Wegen in das Schloß eingedrungen; sie verließen es auf dem kürzesten und geradesten Wege. Sie hätten der Eile nicht bedurft. Niemand im Schlosse trat ihnen entgegen, Niemand wagte nur, sich ihnen zu zeigen. Die Tyrannei und die Gewaltthätigkeit der Franzosen erfüllte den Deutschen damals noch mit Schrecken und Furcht.

Der alte, treue Diener Conrad war der Einzige, der es wagte, den französischen Räubern nachzueilen, sie einholen zu wollen. Er erreichte sie nicht. Sie eilten die große, breite Treppe des Schlosses hinunter und flogen durch den Schloßhof, an dem runden Thurme zu Ende des Schlosses vorbei, durch das Pförtchen, das sich dort in der Mauer befand, an dem der Arzt vorhin den verrätherischen Kammerdiener der Gräfin im Gespräche mit den Franzosen getroffen hatte. Sie flohen weiter in's Freie, dem Walde zu. Der alte Conrad kam zu der Erkenntniß, daß seine Verfolgung keinen Zweck habe. Er wollte umkehren.

Da sah er seitwärts im Park eine plötzliche Helle aufblitzen, aufflammen. Ein Feuer im Park? Fast um die Mitternachtstunde? Was konnte das sein? Er ging dem Scheine nach und kam in die Nähe des Pavillons. Sehen konnte er nichts, als die Helle des Feuers durch die Gebüsche. Aber was er hörte, hemmte ihm den Schritt. Er vernahm das wilde, wüthende Schnauben eines Thieres — unter dem Schnauben den unterdrückten Angst- und Schmerzensschrei eines Menschen; es war der Schrei der letzten Todesangst, der nicht mehr hervorkonnte. Er vernahm noch mehr: den entsetzlichsten Angstschrei einer weiblichen Stimme. Ein furchtbare Ahnung ergriff ihn. Da hörte er andere Stimmen.

„Hei, Großvater!"

„Auf, mein Sohn!"

Er erkannte die Stimmen. Seine Ahnung wurde zur Gewißheit und die Gewißheit erfüllte ihn mit Todesangst. Er eilte zum Schlosse und holte den Arzt und den Hauptmann herbei. Er eilte mit ihnen zurück und theilte ihnen auf dem Wege mit, was er gesehen und gehört hatte. Draußen begegnete ihnen die Kammerfrau der Freifrau; er ließ durch sie auch den Pater herbeibitten. Ein Gedanke war in ihm aufgezuckt:

bei dem, was geschah und kam, mußte der letzte Vernünftige des alten, dem Untergange geweihten Geschlechts sein. Er kam mit seinen beiden Gefährten in die Nähe des Thurmes. Es war dunkel dort. Ein Geräusch kam ihnen entgegen, von der Parkseite her.

„Der alte und der junge Graf!" flüsterte der Diener.

„Sie kommen hierher."

„Sie werden zum Thurme wollen."

„Unzweifelhaft! Sie sind es gewesen, die wir vorhin in dem verborgenen Gange hörten. Sie konnten nur in dem Thurme sein."

„Was mögen sie vorhaben?"

„Verbergen wir uns."

Sie verbargen sich an der anderen Seite des Thurmes. Zwei Personen kamen vom Parke her näher.

„Sie sind es, der alte und der junge Graf," sagte der Hauptmann.

„Sie tragen etwas!"

„Einen Menschen!"

„Allmächtiger Gott, es ist die Gräfin. Ich höre das Rauschen ihres seidenen Kleides!"

Der alte Graf und der junge Graf waren an

der Thür angelangt, die in den Thurm führte. Sie standen still.

„Lassen wir sie zur Erde," sagte der Graf. „Ich muß die Thür aufschließen."

Sie ließen den menschlichen Körper, den sie trugen, zur Erde nieder. Man hörte das dumpfe Stöhnen einer Frau.

„Sie lebt!" flüsterten sich die entsetzten Stimmen der Dreie zu, die an der Seite des Thurmes verborgen standen.

„Was wollen sie mit ihr in dem Thurme?"

„Ich ahne es," sagte der alte Conrad. „Wir müssen retten, nur nicht ihnen jetzt entgegentreten. Der alte Graf wird Waffen bei sich tragen; der Hund, der Hannibal — er ist nicht bei ihnen; aber er wird in der Nähe sein, dort — mich schaudert, wenn ich an das Schnauben zurückdenke! Ein Ruf des Grafen führt ihn her.".

„Warten wir das Weitere ab," sagte der Arzt

Der alte Graf hatte die Thür des Thurmes aufgeschlossen.

„Nehmen wir sie wieder auf, Moritz."

Sie nahmen die Frau wieder auf. Man hörte wieder ihr entsetzliches, unterdrücktes Stöhnen.

Konnte sie nicht laut rufen, um Hülfe? Sie verschwanden mit der Frau in dem Innern des Thurmes. Die Thür wurde nicht wieder zugeschlossen.

Die drei Verborgenen traten hinter dem Thurme hervor und nahten sich der Thür. Gleich an der Thür führte eine Wendeltreppe in den oberen Theil des Thurmes. Sie blieben an der untersten Stufe der Treppe stehen. Die Treppe hinauf trugen die beiden wahnsinnigen Grafen die Frau. Es war ein langsames und mühsames Schleppen.

„Wohin werde ich gebracht?" stöhnte die Frau.

„Gieb ihr keine Antwort, Moritz," befahl der alte Graf seinem Enkel.

Sie trugen schweigend die Frau weiter. Auch die Gräfin schwieg. Sie erreichten das obere Ende der Treppe. Eine Thür wurde aufgestoßen; sie war nur angelehnt gewesen.

„Die Thür zu dem frühern Wohnzimmer des Grafen," sagte der alte Kammerdiener des Grafen zu seinen beiden Gefährten.

„Hier, mein Sohn," sagte der alte Graf, „sind wir an unserem Ziele; lassen wir sie los."

„Gehen wir hinauf!" flüsterte der Hauptmann. „Jetzt gilt es. Aber sie dürfen uns nicht hören,

wenn wir nicht zu spät kommen wollen, wenn nicht geschehen sein soll, was wir verhindern müssen."

Sie erstiegen mit leisen Schritten die Treppe und standen vor der offenen Thür des ehemaligen Wohnzimmers des alten Grafen, das er aber seit fünfzig Jahren heute zum ersten Male wieder betreten hatte. Es herrschte tiefes Dunkel in dem Zimmer. Man konnte nichts von dem unterscheiden, was darin war. Aber das Ohr vernahm durch die Dunkelheit desto schärfer. Und — vor fünfzig Jahren hatte der alte Diener dort ein Stöhnen und ein Wimmern gehört, dessen Erinnerung ihn noch immer mit lähmendem Schreck durchfuhr — was jetzt sein Ohr vernahm, und was mit ihm seine beiden Gefährten vernahmen, und was sie dann sahen, das sollte mit seinen furchtbaren Schrecken sie zu Bildsäulen erstarren machen, mit den Schrecknissen der Gegenwart, des Augenblicks, mit jenen noch immer ungelösten entsetzlichen Räthseln der Vergangenheit eines halben Jahrhunderts.

Der alte Graf sprach zu der Verbrecherin. Seine Stimme war nicht mehr heiser; sie erklang klar und volltönend. Die Worte, die er sprach, legten Zeugniß ab, daß in diesem Momente sein

Geist von den Fesseln des Wahnsinns befreit war.

„Und nun, meine Gnädige, Sie wollten wissen, wohin man Sie bringe? Vernehmen Sie es von mir. Ich bringe Sie in Gesellschaft. Es ist eine edle Gesellschaft und Sie sind ihrer nicht würdig. Sie sollen dennoch in ihr sterben. Die Nähe der Edlen wird vielleicht die Buße desto reuiger in Ihnen erwecken, und der Himmel wird Ihnen dann vielleicht verzeihen, was wir, die Menschen, Ihnen nicht verzeihen konnten. Hören Sie mir zu. Vor fünfzig Jahren lebten hier eine tugendhafte und gottesfürchtige Frau und ein edler und frommer Mann, aber auch zugleich ein Mensch, der durch böse Leidenschaften sich das Herz schlecht und verhärtet gemacht hatte. Der verhärtete Mensch war ich; die tugendhafte Frau war meine Gemahlin; der edle Mensch war mein Bruder. Meine Härte ließ mich Beide hassen. Meine eigene Schlechtigkeit ließ mich gegen Beide einen unwürdigen Verdacht fassen. Meine Leidenschaftlichkeit steigerte den Verdacht zum Wahnsinn. Die Unglücklichen fielen als Opfer meiner Eifersucht. Sie war kein untreues Weib, er war kein verrätherischer Bruder. Als es zu spät war, erkannte ich es. Ich verfiel in Wahnsinn. Er war

meine Strafe. Ich hatte das Bewußtsein meines Wahnsinns; es war die entsetzlichste Strafe, die die Gerechtigkeit Gottes über den Menschen verhängen kann. Mein Herz verhärtete sich noch mehr, immer mehr — ach, das war doch wohl meine schwerste Strafe. — Mein Wahnsinn war keine völlige Nacht des Geistes. Er ließ mich Vieles erkennen. Er ließ mich auch Sie erkennen, meine gnädige Frau, Sie, der ich die Ehre erwiesen hatte, einem edlen und erlauchten Geschlechte angehören zu dürfen. Ich erkannte Sie schon seit einiger Zeit als ein ungetreues, verrätherisches Weib, das die eigene Ehre und die Ehre eines erlauchten Hauses frech und schamlos mit Füßen trat. Heute — heute trieben Sie Ihre Frechheit und Schamlosigkeit mit einer fast herausfordernden Offenheit, gaben Sie mir selbst das Schwert der Züchtigung in die Hand — heute haben Sie zum letzten Male ein menschliches Angesicht, das Licht des Himmels erblickt. Folge mir mit ihr, Moritz, mein Sohn! Es ist Alles bereit."

Man hörte ihn drei Schritte vorantreten, eine Thür aufreißen. Es war die Thür seines ehemaligen Schlafgemachs. Ein mächtiger Lichtstrahl drang plötzlich durch die Thür. Wachsker-

zen ohne Zahl verbreiteten die Helle des Tages in dem Gemach. In dieser Helle gewahrte man gerade der geöffneten Thür gegenüber ein hohes Himmelbett. Die weißen Vorhänge waren dicht zugezogen. Vor dem Bett lagen an der Erde zwei menschliche Gestalten. Sie lagen nebeneinander, lang ausgestreckt. Es waren ein Mann und eine Frau. Sie lagen in ihrer vollen Bekleidung da: die Frau in einem Kleide von schwarzer Seide; die Kleider des Mannes waren von Blut bedeckt. Aber die volle Bekleidung umhüllte keine menschlichen Körper mehr. Zwei Skelete waren von ihr umschlossen, seit fünfzig Jahren so.

Das Räthsel des halben Jahrhunderts war gelöst. Ein Grausen durchfuhr, lähmte die drei Männer an der Thür. Ein furchtbarer Schrei drang aus der Brust der Frau.

„Auf, auf, mein Sohn!“ rief der alte Graf.

Mit dem blöden Lachen des Blödsinns hob der junge Graf seine Gemahlin auf. Er trug sie zu der Thür des hellen Schlafgemachs. Sie ließ sich willenlos tragen. Der alte Graf stand an der Thür, in der Hand den Schlüssel zum Verschließen, sobald die Unglückliche in das Gemach gestoßen war.

„Wirf sie hinein!“ sagte der alte Graf.

Der Blödsinnige wollte sie hineinwerfen.

„Zurück — haltet ein!“ rief eine Stimme.

Es war eine mächtige, befehlende Stimme. Sie kam wie die Stimme Gottes, und ein Diener Gottes hatte die Worte gerufen. Der alte Mönch war auf den Ruf der Kammerfrau zu dem Thurme gegangen, hatte die Treppe erstiegen, sich still hinter die Drei gestellt, die oben an der Thür standen. Er war vorgetreten, mitten in das Zimmer. Seine Gestalt war hoch aufgerichtet.

„Haltet ein!“ rief er. „Ich befehle es Euch im Namen des Herrn. Und ich habe noch ein anderes Recht und eine andere Pflicht, es Euch zu befehlen. Ich, Eures Stammes der Letzte, dem der Himmel das Licht des Geistes bewahrt hat, ich, der Graf Adolph von Frankenberg, bin das Haupt der Familie, die außer mir nur noch zwei Mitglieder zählt, und diesen ist der Verstand verwirrt. Ich bin der Herr hier! Ich bin Euer Herr! Und ich befehle Euch, lasset ab von dieser Frau, vermesset Euch nicht in Eurer Thorheit, Gerechtigkeit üben zu wollen im Namen des ewigen Gottes! Du aber, sündiges Weib, entweiche aus diesem Hause, das Du entweiht hast; kehre nimmer — nie hierher zurück!“

Der alte Graf war zusammengezuckt, als er

die Stimme des Mönchs vernahm. Er hatte einen Blick des Entsetzens auf den hohen Priester Gottes geworfen. Nur eine Secunde lang. Er hatte den Verwandten, den von ihm mißhandelten Verwandten erkannt. Der Geist verwirrte sich ihm wieder. Er lachte laut auf. Das Lachen wurde heiser, krampfhaft. Er sank um und fiel zu den Skeleten am Boden. Der Schlag hatte den mehr als neunzigjährigen Greis getroffen. Der Todte war zu den Todten gefallen.

Der Mönch knieete nieder zu den drei Entseelten und betete lange still, wie er bei der Leiche der Freifrau gebetet hatte. Er erhob sich. Die Gräfin hatte sich entfernt. Der blödsinnige junge Graf war ihr singend gefolgt. Der Sinn war ihm ganz verwirrt.

Der Mönch wandte sich zu dem Arzte, dem Hauptmann und dem alten Diener.

„Ich bin Mitglied des Ordens der Franziskaner und habe das Gelübde der Armuth abgelegt. Ich kann nicht Herr dieses Schlosses und dieser Güter werden. Sie fallen zurück an den Fürsten, von dem meine Familie sie zu Lehn trägt. An seiner Statt regiert jetzt ein despotischer Feind im Lande. Er wird die Güter in Besitz nehmen. Aber die Zeit, in der wir leben, geht

vorüber; auch die Tage dieses Feindes sind gemessen. Deutschland wird wieder frei werden. Dann werden auch diese Güter wieder ihrem rechtmäßigen Herrn zufallen. Tragt Sorge für die Bestattung der Leichen."

Er wandte sich und kehrte zurück zu dem Zimmer der todten Freifrau. Er betete die ganze Nacht bei ihrer Leiche und betete gewiß auch für Andere. Am Morgen las er die Messe in der Schloßkapelle. Dann kehrte er in sein Kloster zurück. Wie das Gelübde der Armuth, so hatte er auch das des Gehorsams zu erfüllen.

Der Freiherr wurde bekanntlich nicht erschossen. Er wurde längere Zeit in Frankreich gefangen gehalten und später hat er seinem Vaterlande noch lange und viele Dienste geleistet.

Die Gebeine des Mönchs ruhen in dem Kirchhofe des aufgehobenen Klosters Heiligenkreuz.

Das edle Geschlecht der Grafen von Frankenberg ist ausgestorben. Schloß und Herrschaft Frankenfelde sind landesherrliche Domaine.

Angeführt!

1. Begegnung.

In den Wartesaal des Stationshauses trat ein Reisender, der auf der Eisenbahn weiter fahren wollte. Er war soeben mit der Post angekommen, seitwärts aus dem Gebirge, wohin Eisenbahnen noch nicht gedrungen waren.

Er war ein etwas wohlbeleibter Herr, am Ende der Dreißiger, vielleicht auch im Anfange der vierziger Jahre. Er schien auch ein etwas bequemer Herr zu sein; er ging langsam und stöhnte schwer.

Als er in den Wartesaal eintrat, sah er sich sorgfältig und wie vorsichtig nach allen Seiten darin um, und da er sich allein sah, schritt er vergnügt weiter auf ein Sopha zu, das hinten sich längs der Wand des Saales ausdehnte.

Neben dem Sopha stand ein Stuhl; auf diesen legte er seine Sachen, die er bei sich trug, einen Nachtsack, einen Reisepelz, einen Schirm und Rohrstock, die in einem ledernen Futteral zu-

sammengebunden waren. Er legte Alles sorgfältig und ordentlich hin. Er schien auch ein ordentlicher Herr zu sein; er mußte freilich seine Zeit dazu haben.

Dann sah er sich noch einmal vorsichtig um, auch nach den Fenstern des Saales. Sie gingen in die unmittelbar anstoßende Einsteigehalle. Er sah auch an den Fenstern Niemanden. In der Halle war es leer und still.

Es war noch früher Morgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen, und die Station war eine kleine Nebenstation, auf der nur Züge ankamen und nach wenigen Minuten wieder abgingen; der nächste Zug wurde erst in einer halben Stunde erwartet.

Als der wohlbeleibte Herr Niemanden gewahrt hatte, weder im Zimmer noch draußen durch die Fenster, ließ er sich auf das Sopha an der Wand nieder. Er stöhnte mächtig dabei, das schien zu seiner Bequemlichkeit zu gehören. Das Sopha war von Leder, zwar lang und breit, aber —

„Verdammt hart!“ sagte er, als er sich niedersetzte.

Er streckte sich gleichwohl der Länge nach darauf aus, und er schien bequem zu liegen.

Aber da wurde ihm etwas Anderes unbequem.

„Und verzweifelt kalt ist es hier!" sagte er. „Ach, diese Eisenbahnen! Postpassagierstuben sind besser."

Er nahm den Pelz von dem Stuhle und deckte ihn über sich, und nun schien ihm wohl zu werden. Man hörte es seinem Stöhnen an, das beinahe wie ein behagliches Grunzen lautete.

Aber er wurde in seiner Bequemlichkeit gestört.

Die Thür des Wartesaals wurde geöffnet.

Er flog in die Höhe, erschrocken fast; es konnte auffallen.

Eine Dame trat in das Zimmer.

Als er sie sah, wurde er ärgerlich; er mußte etwas Anderes erwartet oder gefürchtet haben.

„Die verdammten Weiber!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Immer stören sie Einen. Wozu der liebe Gott die wohl geschaffen hat!"

Die Dame war nicht mehr ganz jung; sie konnte dreißig, vielleicht auch einige dreißig Jahre alt sein. Aber sie war noch frisch, und ihr feines Gesicht hatte angenehme Züge; ein hervortretender Ausdruck von Bestimmtheit und Entschlossenheit darin erregte besonderes Interesse.

Die Dame hatte einen kurzen Blick auf den wohlbeleibten Herrn geworfen; dann schritt sie

auf das Sopha zu. Sie wollte sich ebenfalls darauf niederlassen.

Ausstrecken konnte er sich nicht wieder.

„Die verdammten Weiber!“ fluchte er noch einmal.

Er rückte in die Ecke des Sophas.

Die Dame setzte sich in die andere Ecke.

Sie hatten kein Wort mit einander gesprochen, nicht guten Morgen, noch sonst etwas. Sie saßen ferner schweigend beisammen, oder einander gegenüber, wie man will. Aber der dicke Herr mußte wieder stöhnen, ob aus Behaglichkeit oder aus Unbehaglichkeit, wer konnte es wissen? Er hatte sich zwar nicht wieder lang auf dem Sopha ausstrecken können, aber er lag in seinem dicken Pelze ganz bequem und warm in seiner Ecke.

Die Dame sah nach ihm hinüber, wohl ob ihm etwas fehle. Sie sah ihn nur bequem und warm daliegen.

Aber er hatte es gesehen, wie sie zu ihm hinblickte, und es ärgerte ihn. Das Stöhnen gehörte nun einmal zu seiner Bequemlichkeit; es war seine Sache, warum störte sie ihn darin?

Sie sah seine verdrießliche Miene; sie wollte die Nase rümpfen.

Ein Frost faßte sie auf einmal, sie mußte sich schütteln, ihr Gesicht wurde bleich.

Der frühe Oktobermorgen war frisch; der Wartesaal war in der Nacht durchkältet. Der wohlbeleibte Herr hatte es auch schon empfunden; aber er hatte sich mit seinem warmen Reisepelz schützen können, die Dame war in leichter Kleidung, in einfacher, man hätte sie, zumal der Kälte des Morgens gegenüber, eine ärmliche nennen können.

Der dicke Herr hatte ihr Naserümpfen gesehen; er wollte sich darüber ärgern. Da sah er, wie der Frost sie schüttelte und blaß machte. Er war auch ein mitleidiger Herr. Man sah das Mitleiden auf seinem Gesichte. Er warf einen Blick auf seinen Pelz, unter dem er noch einen warmen Ueberrock trug, von dem Pelze auf die leichte Kleidung der Dame. Er kämpfte wohl mit einem Entschlusse, aber er konnte ihn nicht fassen. Er stöhnte.

Das Stöhnen aber schien nun einmal der Dame unleidlich zu sein.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte sie.

Er erschrak fast über die Frage.

„Nein, nein.“

„Warum stöhnen Sie denn?“

„Es ist nur so eine Angewohnheit von mir.“

„Es ist eine schlechte Angewohnheit.“

Die Dame sagte das kurz und trocken.

„Donnerwetter!“ fuhr der wohlbeleibte Herr auf. „Madame oder Fräulein —“

Das Gesicht der Dame war nicht mehr blaß; sie war glühend roth geworden.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „ich bin Schulmeisterin.“

Sie hatte Oel in's Feuer gegossen.

„Und da hatten Sie mich für einen Schulbuben angesehen?“ rief er.

Da gerieth auch die Dame in Eifer.

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich hatte es nicht böse gemeint, obwohl Ihr Stöhnen wirklich eine schlechte Angewohnheit ist. Aber, wie Sie wollen.“

Damit sah sie einen andern Weg.

Der wohlbeleibte Reisende sah mürrisch vor sich hin.

Er hatte Mitleiden mit ihr gefühlt; er hatte sich seines warmen Pelzes berauben wollen, um sie damit zu wärmen. Zum Dank war sie so frech gegen ihn gewesen.

Die Dame war verdrießlich geworden.

Sie hatte ihm eine gute Lehre geben wollen, wozu sie als Schulmeisterin doch ein Recht hatte; sie hatte sich dann, als sie bemerkte, daß sie zu

weit gegangen sei, entschuldigt; sie wurde von Neuem beschuldigt.

Sie saßen lange wieder schweigend, Jedes in seiner Sophaecke.

Wiederum wurde die Thür des Wartesaals geöffnet, diesmal rasch, aber leise.

Ein wohlgenährtes Gensd'armen-Gesicht blickte in den Saal, sah den wohlbeleibten Reisenden, stutzte, sah ihn schärfer an.

Der dicke Herr war aufgefahren, als er den Gensd'armen sah, wurde dann verlegen und drückte sein Gesicht in seinen Pelz.

Der Gensd'arm trat mit einem eigenthümlich listigen Gesicht zurück und machte die Thür langsam hinter sich zu.

Der wohlgenährte Reisende blieb mit dem Gesichte in seinem Pelze.

Die Dame sah ihn verwundert an, beinahe etwas scheu.

Die Thür zu der Einsteigehalle wurde aufgeschlossen. Man hörte den Eisenbahnzug, der erwartet war, heranbrausen.

„Einsteigen!" rief ein Schaffner in den Wartesaal hinein. „Nur drei Minuten Aufenthalt."

Der Zug war schon da, hielt schon.

Wenn man einen Eisenbahnzug, der nur

drei Minuten anhält, nicht versäumen will, so muß man sehr schnell und flink bei der Hand sein.

Die Dame war es. Sie führte nur eine kleine Handtasche bei sich, die sie nicht aus der Hand gelegt hatte. Sie war schon an der Thür, als der Schaffner rief. Da mußte sie doch Halt machen.

Der schwerfällige und bequeme dicke Herr war nicht so flink wie sie. Er hatte schnell genug aufstehen wollen; er kam nur langsam in die Höhe. Er wollte dann um so schneller seine Sachen nehmen, den Reisesack, den Schirm und Stock. Aber — je mehr Eil, desto mehr Verweil! — Für bequeme und wohlbeleibte Herren, zumal auf Reisen, gilt das Sprichwort gewiß. Indem er nach dem Sack griff, fiel ihm der Pelz von den Schultern, den er nur umgehängt hatte. Als er den Pelz wieder aufheben wollte, fiel ihm der Sack zur Erde. Er mußte sich nach Beidem niederbücken; das Bücken wurde ihm schwer. Er stöhnte noch schwerer, darüber erschrocken, mußte er aufblicken, ob die Dame, die Schulmeisterin, noch da sei. Sie war noch da; sie stand in der Thür und sah nach ihm mit einem eigenthümlichen Lächeln; er meinte, mit einem boshaften. Dar-

über wurde er ärgerlich. In seinem Aerger griff er nach Allem, faßte nichts.

„Die verdammte Schulmeisterin!" fluchte er in sich hinein. „Die Person ist an Allem Schuld."

In der Einsteigehalle läutete es.

„Einsteigen, einsteigen!" riefen die Schaffner und Führer längs des ganzen Zuges.

„Einsteigen, Madame! Schnell, schnell!" kehrte der Schaffner zurück, der den Wartesaal aufgeschlossen.

Er wollte die Dame, die in der Thür stand, nach dem Wagen hinschieben.

Die Dame hatte sich schnell eines Anderen besonnen.

„Helfen Sie dort!" rief sie.

Sie zog den Schaffner in den Wartesaal zu dem wohlbeleibten Reisenden.

Der dicke Herr hatte den Kopf verloren; er tappte wie blind mit den Händen am Boden umher.

„Nehmen Sie den Reisesack!" befahl die Dame dem Schaffner.

Er nahm ihn.

„Hier, nehmen Sie Ihren Pelz! Sie können ihn im Wagen anziehen."

Sie hatte den Pelz des dicken Herrn aufgehoben und warf ihn ihm über die Schultern.

Sie selbst nahm seinen Schirm und Stock.

„Nun fort!"

Sie setzten sich alle Drei in Bewegung.

„Herr des Himmels!" rief der wohlbeleibte Herr auf einmal.

„Was ist Ihnen?"

„Ich habe meinen Schirm vergessen, meinen Stock mit dem goldenen Knopf."

„Ich habe Alles."

„Sie —?"

Er schien sie erst jetzt zu sehen, und wie er sie sah, wurde es ihm klar, was sie gethan, was sie für ihn gethan hatte.

Er sah sie so sonderbar an; er fluchte nicht mehr: die verdammten Weiber! oder: die verdammte Schulmeisterin!

Sie kamen an dem Wagenzuge an.

Es war die höchste Zeit. Auf der Locomotive pfiff es schon.

Schaffner und Führer sprangen herbei, hoben in das erste beste Coupé die Dame, warfen den wohlbeleibten Reisenden hinein; sein Reisesack flog ihm nach. Die Thür wurde zugeschlossen. Der Zug brauste dahin.

Die Beiden waren in dem Coupé allein.

Der Zufall hat sonderbare Launen. In einer

seiner sonderbarsten hatte er diese beiden Menschen zusammengeworfen, die die vollsten Gegensätze zu einander zu bilden schienen.

Der dicke Herr — er war zu Boden gefallen — hatte sich mühsam erhoben, seinen Platz eingenommen. Da mußte er doch wieder stöhnen, noch einmal. Aber er erschrak heftig darüber.

„Ach, entschuldigen Sie!“ sagte er zu der Dame, die nun seine Reisegefährtin war.

Sie mußte lächeln.

Das ärgerte ihn doch.

Aber als der ordentliche Mann, der er war, sah er nach seinen Sachen. Sie lagen in voller Ordnung neben ihm. Die Dame hatte sie hingelegt, während er sich vom Boden aufraffte. Das erinnerte ihn an seine Pflicht, über die er den Aerger vergaß.

„Ach, Madame oder Fräulein —“

Er stutzte auf einmal bei den letzten Worten. Er mußte sie fragend ansehen; er sah dabei ihr feines Gesicht, das wieder frisch war.

Er erhielt keine Antwort. Er fuhr fort:

„Ich bin Ihnen vielleicht Dank schuldig, sehr vielen. Ohne Sie wäre ich nicht mitgekommen, und das wäre mir recht unangenehm gewesen.“

„Sie sind wohl nicht oft auf der Eisenbahn gefahren?“ fragte ihn die Dame.

„Es ist das erste Mal!“

„Da werden Sie gefunden haben, daß man auf den Eisenbahnen nicht viel Rücksicht nimmt.“

„Das weiß Gott!“ platzte der dicke Herr heraus. „Man ist hier nur Eisenbahngut. Da sind doch die Posten anders. Dort macht man Unterschiede. Aber hier wird Alles zusammengeworfen und ist Alles eins, die Menschen, das Gepäck, die Ochsen und die Kälber, die man da hinten brüllen hört, und die Schweine und —“

„O, o, mein Herr!“ unterbrach ihn die Dame, und ihr Ton wurde ganz der einer verweisenden Schulmeisterin.

Er nahm es folgsam auf.

„Ach, nehmen Sie es mir nicht übel. Aber ich habe mich schon lange ärgern müssen, wenn die Eisenbahnen immer auf Kosten der Post bis in den Himmel gehoben wurden. Meinetwegen könnten sie zum Teufel fahren.“

„Oho, mein Herr, mit uns?“ sagte die Dame.

„Nun, nun, das gerade nicht. Aber zum Teufelholen ist es doch.“

„Mein Herr,“ sagte die Dame, fast in dem

strengen Schulmeistertone, „das Fluchen steht Ihnen schlecht."

Das war dem dicken Herrn wohl zu arg.

Im Zorn war er schon. Die Eile, das Hineinwerfen in den Wagen, das Nachwerfen seiner Sachen hatte ihn hineinversetzt; noch mehr hatte er sich hineingesprochen. Nun wurde er wieder wie ein Schulknabe behandelt, zum zweiten Male!

Er warf einen ingrimmigen Blick auf die Dame und rückte von ihr weg, so weit er konnte, in die andere Ecke des Coupé. So hatte er vorhin im Wartesaal sich in die Ecke des Sophas gedrückt. Er erwiderte der Dame kein Wort.

Auch die Dame sagte lange nichts. Dann schien sie zu fühlen, daß sie doch zu weit gegangen sei. Sie wollte es wieder gut machen. Ein böses Herz hatte sie nicht; das hatte sie gezeigt, als sie ihm half, daß er nicht zu spät kam.

„Sie gehören wohl zur Post?" fragte sie ihn.

Die Frage, wie natürlich sie für die Dame war, kam dem dicken Herrn so plötzlich.

„Ich?" fuhr er auf.

Und er rief das so betroffen, fast erschrocken, und er hatte sich doch gewiß vorgenommen, mit der frechen, anwidernden Schulmeisterin kein Wort mehr zu sprechen.

Er sprach aber auch nur das eine Wort und drückte sich sofort wieder in seine Ecke.

Aber auch die Dame war betroffen geworden. Warum erschrak er über die einfache, natürliche Frage? Warum antwortete er nicht? Ihr fiel der Gensd'arm wieder ein, und wie ihr Gefährte sein Gesicht vor ihm verborgen hatte, und der Gensd'arm darauf mit einem so listigen Gesichte zurückgekehrt war. Sie sah nachdenklich vor sich hin.

Sie saßen so still für sich bis zur nächsten Station.

Er mochte wohl denken: „Die Person ist doch gar zu frech."

Sie schien sich zu sagen: „Im Grunde ist er doch ein Bär mit seinen schlechten Angewohnheiten. Und dazu noch das Erschrecken vor dem Gensd'arm!"

Sie hatten die nächste Station erreicht.

Der Zug hielt auch hier nur ein paar Minuten.

Die Räder standen kaum, als auch schon die Thür des Coupés geöffnet wurde und zwei neue Reisende einstiegen.

Es waren ein paar junge Herren, von denen der Eine ein glattes und sehr wichtiges Gesicht, der Andere aber einen großen Schnurrbart und ein paar sehr kluge Augen hatte.

Das glatte Gesicht würdigte die beiden Reisenden, die schon in dem Wagen saßen, kaum eines halben, vornehmen Blickes.

Die klugen Augen des Schnurrbartes aber flogen zuerst mit Blitzesschnelle über die stattliche Gestalt des wohlbeleibten Herrn dahin, glitten dann mit einem plötzlich auftauchenden Gedanken über das feine Gesicht der Dame weg und kehrten dann mit einem gewissen Behagen zu dem dicken Herrn zurück.

Der dicke Herr gewahrte es nicht. Er hatte die beiden Fremden, wie es wenigstens schien, kaum beachtet.

Die Dame aber hatte die Blicke der klugen Augen verfolgt, und es war ihr, als wenn ein Gefühl der Unheimlichkeit sie beschleichen wollte.

Die klugen Augen bemerkten es sofort.

Das sah die Dame wieder.

Die Beiden ließen sich nicht aus den Augen; mit den gleichgültigsten Mienen von der Welt. Sie hatten einen Krieg begonnen; sie machten Feldzugspläne; sie sannen wohl, wer den ersten Angriff machen sollte; sie suchten sich ihre Pläne gegenseitig zu verbergen.

Der Krieg ging um den dicken Herrn, und er merkte nichts davon.

10*

Das geht auch manchmal so in anderen Kriegen.

Der junge Mann mit dem großen Schnurrbart und den klugen Augen begann ein Gespräch mit dem anderen jungen Manne, der mit ihm eingestiegen und sein Nachbar geblieben war.

„Ich bin sehr erfreut, lieber College, daß wir uns hier getroffen haben."

„Es war mir gleichfalls eine große Freude, lieber College."

„Und so unvermuthet, so zufällig!"

„Ich bin dem Zufall dankbar."

„Sie wollen auch zur Residenz?"

„In Geschäften! Im unmittelbaren Auftrage meines Herrn Präsidenten."

Der glatte Herr sagte das sehr wichtig.

„Ah!" verbeugte sich der Schnurrbart.

„Auch Sie haben vermuthlich Amtsgeschäfte in der Residenz?" fragte darauf der Andere mit einer Protectormiene.

„So eigentlich nicht."

„Ei, mein Lieber, man kennt das. Die Polizei will nie Geschäfte haben, thut immer geheimnißvoll."

„Die Polizei muß stets vorsichtig sein!"

Der Schnurrbart und die klugen Augen gehörten also zur Polizei. Natürlich!

„Aber Ihnen gegenüber, lieber College," fuhr der junge Polizeibeamte lächelnd fort, „brauche ich wenigstens keine Geheimnisse zu haben, und —" er sah sich leicht nach den beiden Reisenden um, — „und, wie ich sehe, hier überhaupt nicht. So hören Sie denn. Ich reise allerdings in Amtsgeschäften, und zwar in Angelegenheiten der Post."

„Der Post?" fragte es auf einmal von drei Seiten im Wagen.

„Der Post?" Wie kommt denn das?" fragte laut der glatte und wichtige College des Listigen, der sich selbst als Polizeibeamter bekannt hatte.

„Der Post?" wollte der wohlbeleibte Reisende ausrufen. Ueber seine Lippen kam zwar der Ruf nicht. Aber der dicke Herr war heftig in die Höhe gefahren, und er saß da, als wenn ihm ein schwerer Schreck in die Glieder gefahren sei.

Das sah die Dame.

„Der Post?" wollte auch sie rufen. Der Schreck erstickte ihre Stimme.

Der Polizeibeamte lachte sehr still und vergnügt in seinen Schnurrbart hinein. Er hatte den Angriff begonnen und auch schon seinen Sieg

erfochten, bevor seine Gegnerin nur ahnen konnte, daß sie angegriffen war.

Er antwortete seinem Collegen, der aber nicht sein College von der Polizei sein mochte; sie waren wohl beide Assessoren, der eine bei der Polizei, der andere anderswo.

„Wie das kommt, Herr College? In den letzten drei bis vier Tagen sind bei der Post zwei verzweifelt raffinirte Betrügereien verübt worden. Denken Sie sich, auf sechs oder sieben Postbureaus — so viele sind bis jetzt ermittelt — erscheint ein Herr in der Uniform eines Postinspectors, giebt sich für einen Beamten des Generalpostamts aus, legt eine Vollmacht des Generalpostamtes vor, an der Niemand Spuren einer Fälschung zu entdecken vermag, fordert auf Grund derselben bedeutende Gelder aus der Postkasse, erhält sie und verschwindet damit. Der Mensch hat auf diese Weise eine große Summe erschwindelt."

„Das ist ja ein infamer Spitzbube!" versicherte der wichtige Herr.

„Das ist er, Herr College."

„Und man hat ihn nicht erwischt?"

„Noch nicht, aber —"

„Man ist auf seiner Spur?"

„Ich hoffe es."

Der Polizeiassessor, indem er diese Worte sprach, warf einen langen, durchdringenden Blick auf den dicken Herrn, und von diesem auf dessen Reisegefährtin.

Der wohlbeleibte Reisende saß mit kreideweißem Gesichte da; seine Augen suchten am Boden umher. Der Schweiß tröpfelte schon von dem runden Gesicht in den Kragen seines Pelzes.

Aber auch die Dame neben ihm war heftig erschrocken, und es war erklärlich genug. Daß ihr Reisegefährte ein Postbeamter sei oder zu der Post in irgend einer Beziehung stehen müsse, hatte sie schon früher geahnt. Konnte sie jetzt noch daran zweifeln? Und welche entsetzliche Gewißheit war dies! Und von diesem Menschen hatte sie sich täuschen lassen! Sie hatte sich mit ihm eingelassen, so sonderbar, weil sie ihn für so ehrlich und brav gehalten hatte. Und sie ward nun von den beiden Beamten mit ihm zusammengetroffen, in einer Weise, daß der Eine, der von der Polizei, sie für seine Mitschuldige halten durfte; sein forschender Blick zeigte es ihr deutlich. Sie zitterte am ganzen Körper.

Der Polizeibeamte sah das Alles. Aber im Momente nachher hatte er nichts gesehen.

„Ich hoffe es," hatte er zu seinem Collegen

gesagt. „Wir haben sein Signalement,“ setzte er hinzu, „und ich denke, wir haben auch den Weg gefunden, den er nach Verübung seiner Betrügereien genommen hat.“

„Und wie sieht er aus?“ fragte der Andere.

„Er ist nach der Beschreibung ein stattlicher Mann; wohlbeleibt, nicht zu sehr; blond, ein frisches Gesicht.“

„Mein Gott!“ riefen diesmal laut zu gleicher Zeit zwei Stimmen im Wagen.

Die Dame neben dem wohlbeleibten Herrn rief es, den die Worte des Polizeibeamten portraitirt hatten.

Lauter rief es der Collego des Polizeibeamten, der den kreideweißen und schweißtriefenden dicken Herrn ansah und sich dann mit seiner leisesten Stimme an seinen Collegen wandte.

„Ist er das nicht?“

„Still!“

„Aber es ist kein Zweifel!“

„Still! Sie verderben!“

„Aber, er kann Ihnen ja hier nicht entgehen; er kann nicht aus dem Wagen springen.“

„Der mit seinem Embonpoint nicht!“

Der Polizeibeamte mußte doch laut lachen, als er das leise sagte.

„Sie werden ihn also auf der nächsten Station verhaften?“

„In der Residenz.“

„Das ist die nächste Station.“

„Ja.“

„Ach, das wird interessant werden. Und ich gratulire Ihnen, lieber College. Sie haben Glück. Die Geschichte wird Ihnen eine Beförderung oder einen Orden einbringen.“

Der Polizeibeamte erwiderte nichts darauf, aber er mochte das Nämliche denken. Er sah sehr vergnügt vor sich hin.

Dem wohlbeleibten Herrn floß unterdeß der Schweiß stromweis in den Pelz hinein.

Die Dame an seiner Seite war sehr unruhig geworden. Der Mann saß neben ihr wie ein Bild des Unglücks und des Jammers. Sie fühlte Mitleid mit ihm. Sie hatte kein Polizei-, sondern doch am Ende ein weiches Herz. Das Mitleiden brachte sie zugleich auf andere Gedanken. Das Aussehen und Benehmen des Mannes war verdächtig, aber doch wollte er ihr nicht wie ein Schwindler und Betrüger vorkommen. Er war so bequem und so langsam gewesen; er hatte sich über ihre schulmeisterlichen Zurechtsetzungen so natürlich geäußert und war dann doch wieder so

folgsam und gehorsam gegen sie gewesen. Das Alles zeigte keinen abgefeimten Betrüger, und ein sehr gewandter und geriebener Betrüger mußte der sein, von dem der Polizeibeamte sprach. Freilich traf alles Andere wieder zusammen, um den dringendsten Verdacht gegen ihn zu begründen.

Sie mußte Licht haben. Sie mußte es. Warum, das wußte sie wohl selbst nicht ganz.

Aber wie es bekommen?

Sie war eine gerade, entschlossene Frau.

Sie wandte sich zu dem Mann, der ihre Gedanken beschäftigte. Sie sah ihn voll an.

„Mein Herr, Sie schwitzen."

Der dicke Herr fuhr wie aus einem schweren Traum auf.

„Ich, ich?"

„Ja, Sie! Der Schweiß läuft Ihnen ja in den Pelz. Legen Sie den Pelz ab."

Er fühlte in seiner Verwirrung wohl nach dem nassen Pelzkragen, aber er legte den Pelz nicht ab.

„Nun?" sagte die Dame.

„Was befehlen Sie?"

„Ich befehle nichts; aber ich möchte erfahren, was Ihnen so warm gemacht hat."

„Mir? — Ich wüßte nicht."

„Vielleicht die Erzählung des Herrn da?"

„Um Gotteswillen —“

„Also in der That!“

„Ich beschwöre Sie —. Nein, nein!“

„Mein Herr,“ sagte die Dame, und der Ton ihrer Stimme wurde ein strenger, „in diesem Augenblick sprechen Sie eine Unwahrheit, und Sie machen sich dadurch im hohen Grade verdächtig.“

„Ich, verdächtig?“

„Ja, ja, sehen Sie nur den Herrn Polizeibeamten Ihnen gegenüber an.“

Der dicke Herr warf einen Blick auf den Polizeibeamten.

Der Beamte hatte bei dem so plötzlichen und unerwarteten Inquiriren zuerst verwundert aufgehorcht; er hatte sich dann wohl ärgern wollen, daß ihm in sein Handwerk gegriffen, vielleicht gar gepfuscht werde. Da sah er die Verwirrung des Inquisiten; er horchte gespannt, triumphirend weiter. Er saß da wie ein Habicht, oder besser, wie eine Katze, die den Moment erlauert, wo sie über ihre Beute herfallen, ihre Krallen in sie einschlagen kann.

So sah ihn der wohlbeleibte Herr.

Eine Ahnung dämmerte in seinem Innern auf, eine entsetzliche.

„Was ist es denn?" rief er. „Was wollen Sie von mir?"

Er fragte es den Polizeibeamten, dessen glühende Augen er auf sich gerichtet sah, dessen Arme er schon nach sich ausgestreckt zu sehen glaubte.

Die Dame antwortete ihm:

„Sehen Sie denn nicht, daß man Sie für den Betrüger hält?"

Da hatte der dicke Herr die Gewißheit, und er war wohl wie Einer, der aus den Wolken gefallen ist; aber er war leicht gefallen. Er athmete tief auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Mich?" sagte er dann, aber doch kläglich. „Mich hält man für den Betrüger? Der Mensch hat ja mich betrogen."

Er sprach es mit so viel Wahrheit.

Die Dame athmete tiefer und leichter auf, als soeben er.

Der Polizeibeamte machte ein sehr langes Gesicht.

Sein Gefährte sah um desto zufriedener aus; er hatte dem Collegen wohl weder die Beförderung, noch den Orden gegönnt.

Der dicke Herr sprach zuerst wieder. Er hatte über die Sache nachgedacht, und diesmal dauerte

sein Grübeln nicht lange, und er war auch zu einem Entschlusse gelangt.

„Mein Herr," fragte er gemessen den Polizeibeamten, „Sie hielten mich wirklich für den Betrüger, den Sie verfolgen?"

Der Beamte war noch ärgerlich.

„Nun ja," antwortete er kurz.

„Und Sie wollten mich also auch wohl arretiren?"

„Ja, in der Residenz."

„Gleich auf dem Bahnhofe?"

„Gleich bei dem Aussteigen auf dem Bahnhofe."

„Donnerwetter, Herr—. Ach, ach, verzeihen Sie!"

Das Letztere sagte er zu der Dame, die ihm das Fluchen verboten hatte.

Die Dame lächelte glücklich.

Der Polizeibeamte aber sagte noch immer verdrießlich:

„Wie konnten Sie aber auch so erschrecken, mein Herr?"

Das schien dem dicken Herrn gar zu arg zu sein.

„So, Herr?" rief er. „Herr, ich wollte, Sie wären an meiner Stelle gewesen und Sie wären es noch. Ich bin Postbeamter; ich führe die Kasse des Postamts. Da kommt gestern auf das Post-

amt ein Mensch, gerade so, wie sie ihn eben beschrieben, nennt sich Postinspector so und so, legt mir eine Vollmacht vom Generalpostamt vor, die auf den Postinspector so und so lautet, und verlangt auf Grund dieser Vollmacht tausend Thaler aus der Kasse, wenn so viel darin sei, und es war so viel darin, und ich zahle ihm die tausend Thaler baar aus, und der Herr Postdirector war gerade abwesend, und ich bin der erste Beamte des Postamts nach ihm, und ich habe also auf meine Verantwortung gehandelt, und muß nun durch Sie erfahren, daß ich um die tausend Thaler betrogen bin, und blamirt dazu, mein ganzes Leben lang, daß ich mich von einem Schwindler und Landläufer habe betrügen lassen, und ich bin ein so langgedienter, treuer Postbeamter, und kann das nun mit Ehren nicht mehr bleiben, und darüber soll ich nicht erschrecken, Herr? Und dafür wollen Sie mich arretiren?“

Der dicke Herr hatte sich wieder in Zorn geredet.

Der Polizeibeamte suchte seiner Verlegenheit zu entgehen.

„Nun, mein Herr,“ sagte er, „wenn ich Sie vor allen Leuten hätte arretiren müssen, wären Sie noch mehr blamirt worden. Danken Sie der Dame dort, daß das nicht geschehen ist.“

Aber der dicke Herr war auch zähe.

„Der Dame werde ich nachher danken. Vorher möchte ich wissen, warum Sie mich denn hätten arretiren müssen?“

„Hm, weil Sie sich verdächtig gemacht hatten.“

„Weil es Ihnen beliebt hatte, mich verdächtig zu finden.“

„Schon mein Gensd'arm hatte Sie verdächtig gefunden, im vorletzten Wartesaal.“

„Sehe Einer!“

Auf einmal hatte ihn ein anderer Gedanke ergriffen.

„Waren Sie dort bei Ihrem Gensd'arm, Herr?“

„Nein, ich war hier. Er meldete Sie mir durch den Telegraphen hierher.“

„Zu den verdammten Eisenbahnen nun noch diese verdammten Telegraphen! Kann dabei eine ehrliche Post bestehen?“

„Aussteigen!“ rief es in das Coupé.

Der Zug hatte gehalten, in der Bahnhalle der Residenz. Die Thür des Coupés war aufgerissen. Keiner hatte es bemerkt.

Der Polizeibeamte sprang aus dem Wagen; er machte wohl, daß er davon kam.

In manchen Ländern ist die Polizei völlig

unfehlbar, in andern kann sie sich zuweilen irren; sie gesteht es dann aber nicht gern geradezu ein, macht sich aber davon.

Der College, der nicht von der Polizei war, sprang seinem Collegen nach.

Die Dame war fertig zum Aussteigen. Sie wartete auf den wohlbeleibten Reisenden; er stand vor ihr, und sie konnte in dem engen Coupé nicht an ihm vorbei. Sie wartete auch wohl noch auf sonst etwas; er war ihr zum Beispiel seinen Dank noch schuldig; sollte er den schon vergessen haben?

Es schien so. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt; er sah sich nicht nach ihr um.

„Diese verdammten Eisenbahnen!" fluchte er noch einmal.

Sollte ihn das Fluchen nicht wieder an sie erinnern?

„Ah, da bist Du ja, alter Freund!" rief draußen am Wagen eine Stimme.

„Ja, Gottlob, da bin ich!"

Der dicke Herr sprang aus dem Wagen. Er war diesmal flink.

Seine Sachen wurden ihm draußen abgenommen. Auch ihn selbst hatten wohl ein paar Arme in Empfang genommen, als er aus dem Wagen sprang.

Die Dame konnte es nicht sehen. Seine stattliche Figur nahm die ganze Breite der Wagenthür ein. Als er hinaus war, sah sie in dem Gewühle der Menschen nichts mehr von ihm.

Sie stieg allein aus dem Wagen.

„Der Bär!“ sagte sie. „Gott behüte mich vor einem solchen Bären.“

Sie wollte lächeln. Aber ein recht bitteres Gefühl ließ sie nicht dazu kommen.

2. Täuschung.

Der Doctor Neumann stand zum Ausgehen bereit.

Seine Frau hatte nur noch den Hut aufzusetzen, sich von ihm den Shawl umhängen zu lassen, so war sie bereit, ihn zu begleiten.

Der Doctor Neumann war ein geschickter Arzt, ein gewandter Mann, ein angenehmer Gesellschafter; er war daher einer der am meisten beschäftigten Aerzte der Residenz, obwohl er etwa erst seit zehn Jahren in der Residenz war. Er hatte früher in einer kleinen Stadt der Provinz practicirt.

Seine Frau war eine reizende und liebens-

würdige Frau; daß sie schon ihre dreißig Jahre zählte, sah ihr wohl Niemand an.

Sie hatte ihren Hut aufgesetzt, ihr Mann hatte ihr den Shawl umgehängt.

Sie gingen.

Draußen vor der Hausthür hielt die Equipage des Doctors.

Sie stiegen hinein.

Der Wagen fuhr fort.

Nicht zu den Patienten des Doctors.

Es war zwar neun Uhr Morgens, und um diese Zeit fuhr gewöhnlich der Doctor auf seine Praxis. Die Doctorin stieg auch wohl zuweilen mit ihm ein, wenn die Kinder schon zur Schule geschickt waren, und sie in der Stadt dies oder das einzukaufen oder sonst zu besorgen hatte. Diesmal fuhr der Wagen, wenigstens zunächst, anders wohin.

„Du weißt doch, Christian, direct zur Eisenbahn!" hatte der Doctor vorsorglich beim Einsteigen dem Kutscher zugerufen.

Der Kutscher fuhr direct zur Eisenbahn.

„Wie freue ich mich, die gute Helene wieder zu sehen!" sagte die Doctorin, während sie fuhren.

„Und ich bin neugierig auf meinen braven

Anselm. Ich sah ihn seit zehn Jahren nicht, gerade so lange nicht, wie wir hier sind."

„Und ebenso lange sah ich Helene nicht. Erinnere Dich, ich hatte sie besucht, als wir hierher zogen."

„Ich erinnere mich."

„Wie mag sie sich gehalten haben. Sie war das feine Wesen, und sie hat so Manches ertragen müssen, Anfeindungen, Zurücksetzungen und Alles, um als Lehrerin, mit zweihundert Thaler Gehalt, in dem traurigen kleinen Landstädtchen ein einsames, trauriges Leben fristen zu können."

„Sie war zu offen, zu gerade!" sagte der Doctor.

„Weil sie so brav war," sagte die Frau.

„Sie war aber auch manchmal wohl zu scharf, zu bitter, Emilie."

„Brachte nicht eben ihre Lage sie dazu?"

„Es war dennoch ihr Unglück."

„So war also immer ihre Lage ihr Unglück. Nun, wir befreien sie jetzt daraus."

„Du sagst das so gewiß, Emilie?"

„O, wie sollte es mißlingen?"

„Zum Heirathen gehören Zwei!"

„Ja, ja! Und Deines Freundes bist Du sicher, und Helene kann gar nicht anders wollen; für sie stehe ich ein."

„Ich glaube es Dir, obwohl sie einen festen Willen und Stolz hat; aber —"

„Aber, lieber Hermann," unterbrach die Doctorin ihren Mann, und sie lächelte etwas schelmisch dabei, „Helene ist ein armes Mädchen, eine arme Schulmeisterin dazu, und ein armes Mädchen sollte einen Mann mit anderthalbhunderttausend Thalern ausschlagen, wenn er ein braver, ein geachteter und dabei gar ein hübscher Mann ist. Und das Alles ist Dein Anselm —"

„Hm, er schreibt nur, daß er sehr dick geworden sei."

„Ich glaube es — den ganzen Tag an seinem Posttische — aber unförmlich wird er nicht sein, und dann kann er wieder mager werden. Laßt ihn hierher in die Residenz ziehen; er kann es ja jetzt, und nimm Du ihn in Deine Kur, Hermann!"

„Ach, Helene, Du machst mir ein Compliment! Ich curire die Leute mager."

„Die Fetten mager, die Magern fett, wenn Ihr nicht die Einen wie die Andern unter die Erde curirt; das ist ja Euer Beruf."

„Du hast Recht, mein Kind!" gab der Arzt lachend zu. „Indeß, mein Aber vorhin sollte etwas Anderes bedeuten."

„Und was?"

„Den Anselm!“

„Den Anselm!“ Für den ist mir gar nicht bange. Der arme Mensch hat zwanzig Jahr in dem kleinen alten Neste ausharren müssen, in dem wir es keine fünf Jahre aushalten konnten; geschmiedet an den schwarzen eisernen Kasten seiner Postcasse; bei vier- oder fünfhundert Thaler Gehalt, die für seine Person kaum ausreichen. Da erbt er auf einmal von dem Vetter in Rußland, von dem er in seinem Leben nichts gehört hatte, die anderthalbhunderttausend Thaler oder gar Silberrubel. Meinst Du nicht, daß sein erster Gedanke an eine Frau gewesen ist?“

Der Doctor meinte doch das Gegentheil.

„Das ist die Frage, Emilie. Er ist ein alter Junggesell darüber geworden. Bequem war er immer.“

„Ach, Freund, ist eine Frau eine Unbequemlichkeit?“

„Mitunter!“

„Warte!“

„Aber für einen alten bequemen Junggesellen immer!“

Die Doctorin entschied und endigte den Streit.

„Gleichviel, Hermann! Ich habe mir das Ding nun einmal in den Kopf gesetzt, und es

muß glücken und soll glücken! Ich bin nur neugierig auf die Gesichter, die sie machen werden. Sie haben Beide keine Ahnung davon, was sie hier sollen. Der Anselm meint, Du wollest ihm bei Unterbringung seiner Capitalien behülflich sein. Helene will die Schulferien bei mir zubringen. Auf einmal sagen wir ihnen, was sie eigentlich sollen — sie sehen sich —"

„Du kuppelst, Emilie!"

„Nun ja, wir Frauen thun das gern, und von den Aerzten sagt man ja dasselbe. Bewahre Euren Ruf, und — da sind wir an Ort und Stelle, und da kommt auch gerade der Zug."

Sie waren auf dem Eisenbahnhofe angelangt. Sie verließen den Wagen. Der Wagen blieb halten.

Den Eisenbahnzug hörte man von Weitem ankommen.

Auf dem Hofe war ein großes Gedränge von Menschen, die Freunde, Verwandte, Gäste in Emfang nahmen oder auch nur den Zug sehen wollten.

Der Zug hatte die große Eisenbahnhalle erreicht.

Die drängenden Menschen wurden in die Halle eingelassen.

„Wir werden auseinander kommen," sagte der Doctor zu seiner Frau. „Wenn wir uns nicht wieder finden, so fährst Du mit Deiner Freundin in einer Droschke nach Hause, ich bringe Anselm in meinem Wagen zum Gasthofe. So wird es auch am besten sein; sie sehen sich dann erst, nachdem wir sie vorbereitet haben."

„Es sei," sagte die Doctorin.

Sie kamen mit dem Gedränge in die Eisenbahnhalle.

Ein paar Worte, während sie dort suchten.

Anselm Sommer hatte vor wenigen Wochen an seinen Jugendfreund, den Doctor Neumann, geschrieben, daß er plötzlich aus einem armen Postsecretair ein reicher Mann geworden sei, indem er von einem alten, längst verschollenen Onkel in Rußland einhundertfünfzigtausend Silberrubel geerbt habe.

„Helene! Meine gute, liebe arme Helene!" hatte sofort die Doctorin ausgerufen. Er muß sie heirathen! Dein Anselm und meine Helene müssen ein Paar werden!"

Sie hatte sich das in den Kopf gesetzt. Der Doctor hatte nicht widersprechen dürfen.

Sie hatte auch alsbald ihren Plan gemacht, und auch auf ihn hatte der Doctor eingehen müssen.

Der Doctor schrieb in Folge dessen an seinen Freund Anselm Sommer.

„Lieber Anselm, meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Glück. Nun können wir endlich uns einmal wiedersehen. Ich erwarte Dich hier mit Sehnsucht. Ich kann Dir auch in Unterbringung Deiner Gelder behülflich sein, ich kenne hier viele Leute. Also Du kommst! Und zwar am zehnten dieses Monats, keinen andern Tag! Gerade dann habe ich Zeit. Auf Wiedersehen!"

Die Doctorin schrieb an ihre Freundin Helene Krone:

„Meine liebste Helene, wir sahen uns so lange nicht. Ich habe eine unendliche Sehnsucht, Dich wieder zu sehen. Am neunten dieses Monats fangen Deine Ferien an. Denselben Tag mußt Du aus Deinem abscheulichen Gefängniß abreisen, am zehnten bist Du dann hier. Ich wäre unglücklich, wenn Du nicht kämst und wenn Du meine Freundschaft verschmähtest."

In den Brief legte sie eine Banknote von fünfundzwanzig Thaler für die Reisekosten. Darauf bezogen sich die Schlußworte.

Anselm Sommer hatte darauf zugesagt, und auch Helene Krone; er hatte sich nur vorbehalten,

um seiner Bequemlichkeit willen im Gasthofe logiren zu dürfen; sie hatte das angebotene Quartier bei der Freundin angenommen. Beide mußten mit dem ersten Zuge der Eisenbahn heute eintreffen.

Der Doctor und seine Frau waren in dem Gedränge schon nach der ersten Minute getrennt. Sie sahen nichts mehr von einander. Jedes mußte auf seine eigene Hand drängen und suchen.

Der Doctor hatte mit seinen kräftigen Armen sich rasch an den Zug der Wagen hinangearbeitet. Schon in dem zweiten oder dritten Wagen fand er, was er suchte.

„Ah, da bist Du ja, alter Freund!"

Sein Freund Anselm stand in der Thür des Coupés, nahm die ganze Thür ein.

„Herr Gott, Mensch, was bist Du dick geworden!"

„Ja, ja, lieber Hermann! Ich schrieb es Dir ja. Aber hilf mir nur! Die verdammt enge Thür!"

Der Doctor nahm ihm Pelz und Sack und Alles ab; dann ließ er den wohlbeleibten Herrn in seine Arme gleiten, und führte ihn am Arme fort.

In den Wagen hatte er nicht weiter gesehen.

Und der Postsecretair Anselm Sommer hatte

sich nicht wieder umgesehen, auch nicht nach seiner Reisegefährtin, der er sogar seinen Dank schuldig geblieben war. Er dachte also auch nicht mehr an sie, oder doch wohl?

„Die verdammte Eisenbahn!“rief er. „Gottlob, daß ich aus ihr erlöst bin. Möge der Teufel sie holen!“

„Anselm, Du fluchst ja wie ein Heide,“ mußte der Doctor lachen.

Da sah der dicke Herr Anselm sich doch erschrocken um, und es war ein Zeichen, daß er doch wieder an seine Reisegefährtin dachte, aber auch wohl nur mit dem Schrecken; denn wie er nichts mehr von ihr sah, schien es, als wenn es ihm ordentlich leicht um das Herz werde, und er fluchte sich nun auch nach Herzenslust aus.

„Soll man da nicht fluchen? Zu allen Teufeln und noch mehr? Soll man sich da nicht ärgern? Da geht Alles Hals über Kopf. Geht? sprich! Nein, es fliegt, es stürmt, es stolpert, es raset. Von einem vernünftigen Gehen, von einem Denken und Nachdenken, von Ordnung, von Regel, von Vernunft ist nicht mehr die Rede. Es ist, als wenn die Mächte der Hölle in dem Feuer und Dampf der Hölle los wären; es ist ein wahres Satansregiment.“

„Aber was ist Dir denn geschehen, Anselm? Was hat dich braven, ruhigen, besonnenen Menschen so in Rage versetzen können?"

Der dicke Herr hatte sich nur in Zorn geredet; er gehörte zu den Menschen, die das leicht können, wie wir gesehen haben; sie wissen das natürlich nicht.

„Was mir geschehen ist? Ich bin ein an Ordnung gewöhnter Mensch."

„An die Ordnung der Post!"

„Ja, ja, der Post! Spotte auch Du nur. Mit der Post kommt man doch fort, und aus der Post kommt man wieder heraus."

„Du bist auch mit der Eisenbahn fortgekommen, hierher."

„Aber wie? Hätte ich nicht fremde Hülfe gehabt, ich säße noch dahinten auf der Station, und hättest Du mir nicht hier mit den Sachen aus dem Wagen geholfen, ich glaube, sie führen mich nach der verdammten Station wieder zurück. Aber ich will keine fremde Hülfe, keine Kammerjungfern und Kammerdiener."

„Ich finde Dich in einer reizenden Laune wieder, Anselm," sagte der Doctor. „Bist Du jetzt immer so?"

„Wenn ich mich geärgert habe, ja."

„Aergerst Du Dich denn oft?"

„Wenn man mich in Ruhe läßt, nein."

„Hm, hm, es fehlt Dir etwas, mein lieber Freund Anselm."

„Und was wäre das?"

„Ich sage es Dir im Wagen."

Sie waren bei dem Wagen des Doctors angekommen.

Der Doctor hatte sich unterwegs nach seiner Frau umgesehen. Er hatte sie nirgends entdeckt. „Sie wird mit ihrer Freundin schon fort sein," dachte er. Er hatte mit seinem wohlbeleibten Freunde nur langsam gehen können.

„Steigen wir ein, Anselm. Ich fahre Dich zu Deinem Gasthof."

Sie stiegen ein.

Der Wagen fuhr zum Gasthofe.

„Und nun, mein Freund, was Dir fehlt? Ich bin Arzt und habe auch sofort Dein Uebel erkannt."

„Und wirst Dich geirrt haben. Ihr Aerzte meint, den Stein der Weisen gefunden zu haben, und wißt doch erst recht nichts."

„O, o, Freund, wir studiren die Natur, und sie ist der Stein der Weisen."

„Und meine Natur?"

„Ist eine Natur, der die Frau fehlt.“

„Da haben wir's.“

„Und was?“

„Ich eine Frau? In der That, das sollte mir fehlen!“

„Ja, ja, sie fehlt Dir in der That.“

„Höre Hermann, mache mich nicht böse. Ich eine Frau nehmen? Das Unbequemste, was es in der Welt giebt? Sieh' mich an! Mit einer Frau und mit diesem Körper wäre ich in einem halben Jahre ein Kind des Todes! — Ich eine Frau? Eine Gouvernante, eine Hofmeisterin? Wenn ich oho! sagte, hieße es: Anselm, das schickt sich nicht! das Stöhnen ist unanständig. Wenn einmal ein Fluch über meine Lippen käme, riethe sie: um des Himmelswillen, man muß nicht so lästerlich fluchen; weißt Du nicht, daß es unsittlich ist? — Gott behüte und bewahre mich vor einer Frau! Hole lieber der Teufel alle Weiber. Ich will frei sein und meine Bequemlichkeit haben, und stöhnen und fluchen, wie es mir gefällt. Das will ich.“

„Bist Du fertig, Anselm?“ fragte der Doctor.

„Ja.“

„Dann sage ich Dir, daß Du doch eine Frau haben mußt und haben wirst.“

„Und ich sage Dir, daß ich keine haben werde.“

„Aber meine Frau hat es sich in den Kopf gesetzt, Anselm.“

„Und was geht mich Deine Frau an?“

„Und meine Frau hat Deine künftige Frau schon hier.“

„Aber den Mann für sie hat sie nicht hier.“

„Pah! Sieh' Du sie nur erst an. Helene Krone —“

„Pah! Und wenn sie eine Krone trüge, meine Frau wird sie nicht.“

„Wir werden sehen.“

Der Wagen hielt vor dem Gasthofe.

Anselm Sommer stieg aus.

Der Doctor mußte weiter fahren, zu Kranken.

„Zu Mittag hole ich Dich ab, Anselm,“ sagte er beim Wegfahren. „Du wirst bei mir essen, mit — nun, Du weißt.“

„Ja, ich weiß!“ sagte der dicke Herr für sich. „Aber ich weiß mehr als Du, mein kluger Freund, und als Deine wohl noch klügere Frau und als das Dämchen, an das Ihr mich verkuppeln wollt. Ha! Hätte ich darum das Geld geerbt, um an eine Frau verkauft zu werden, um Ruhe, Bequemlichkeit, Freiheit, Alles zu verlieren? Ich eine Frau, eine Hofmeisterin, eine Gouvernante?

Hole der Teufel die Weiber! — Kellner, ein Frühstück, und dann eine Droschke, die mich zur Eisenbahn führt! Wann geht der nächste Zug?"

„In zwei Stunden, mein Herr."

„Gut!"

Die Dame, die mit dem wohlbeleibten Herrn Anselm Sommer auf der Eisenbahn gefahren war und zuletzt das Coupé verlassen hatte, sagte dann noch einmal mit recht bitterem Lächeln: „Der Bär!" und sah sich nochmals in dem Gedränge um, aber nicht nach dem Bären; sie suchte etwas Anderes. Sie fand aber auch das Andere nicht, und es schien ihr in ihrem Innern so bitter zu werden, daß sie nicht einmal mehr lächeln konnte.

„Allein muß ich hier herumirren in der fremden großen Welt, in dem wilden Gedränge? Kein Mensch, der mich in Empfang nimmt? Sie hat doch Bediente! Ja, sie ist reich und ich bin arm. Ein armes Mädchen! Klingt das Wort nicht wie ein Fluch? Ist es nicht ein Fluch? Das Geld, das sie mir schickte — ich konnte es annehmen. Aber mich hier so meine Armuth fühlen zu lassen —"

„Helene! Meine liebe, theure Helene!" rief es neben ihr.

Die Freundin lag in ihren Armen.

„Emilie, Du selbst?“

Die gute Doctorin verstand die Frage wohl nicht.

„Kennst Du mich nicht mehr, Helene?“

„O, jetzt ganz!“

Und die arme Schulmeisterin weinte laut an der Brust der Freundin vor allen den Leuten, obwohl sie eine Schulmeisterin war.

„Komm, komm, Helene, Du Arme. Du sollst glücklich werden. Du sollst bessere Tage sehen. Auch Du!“

Sie setzten sich in eine Droschke und fuhren zu dem Hause der Doctorin.

Sie sprachen unterwegs kein Wort.

Die Lehrerin mußte noch weinen.

Die Doctorin drückte ihr still die Hand.

Als sie im Hause angekommen waren, hatte die Lehrerin ihre Thränen getrocknet, und die Doctorin sprach wieder.

„Wie freue ich mich, Dich endlich wieder zu haben, meine liebste, beste Freundin! Aber laß einmal sehen. Wie stehst Du aus? Nun, Du hast Dich conservirt, trotz allen Widerwärtigkeiten, mit denen Du so vielfach zu kämpfen hattest.“

„Ich hatte ihnen Geduld und ein ruhiges Gemüth entgegenzusetzen, Emilie.“

„Und Du sollst dafür belohnt werden. Deine Leiden, Deine Entbehrungen sollen zu Ende sein. Du sollst glücklich werden, bessere Tage sehen — ich sagte es Dir."

„Du sagst das so besonders, Emilie!"

„Ich habe einen besonderen Plan mit Dir."

„Mit mir? Einen Plan?"

„Ja, mit Dir. Darum ließ ich Dich herkommen. Gerade heute."

„Du machst mich neugierig. Wäre eine Lehrerstelle für mich in der Residenz? Hier in Deiner Nähe, an Deiner Seite?"

„Es ist etwas Anderes. Höre mir zu. Ich muß es Dir nur gleich sagen. Du sollst heirathen!"

„Wie?"

Die Lehrerin war roth geworden, nicht vor Freude. Sie suchte einen Unwillen zurückzudrängen, der sich plötzlich ihrer bemächtigte, sich wieder ihrer bemächtigte. Er klang doch noch durch ihren Ausruf hindurch.

Die Doctorin bemerkte es nicht; sie war nur mit ihrem Plane beschäftigt. Frauen kuppeln gern, hatte ihr eigener Mann ihr gesagt, und sie liebte ihre Freundin und wollte sie glücklich machen, und was sie für ein Glück hielt, mußte ja auch

die Freundin dafür halten. So sagte sie mit einem Gesichte, das vor Freude strahlte:

„Ja, Helene, mein Kind, es ist eine abgemachte Sache!"

„Und zwischen wem?" fragte die Schulmeisterin.

„Zwischen meinem Mann und mir. Höre mir zu."

„Sprich!"

Die Lehrerin sagte es sehr kalt.

Die Doctorin erzählte um desto wärmer:

„Mein Mann hat einen Freund; Sommer heißt er; er ist ein braver prächtiger Mensch. Er hat sich gleichfalls sein Leben lang plagen und quälen müssen. Da hat er vor einigen Wochen unerwarteter Weise eine Erbschaft von einhundertfünfzigtausend Thalern gemacht. Den Mann haben wir Dir bestimmt."

„Den soll ich heirathen?"

„Den sollst Du heirathen."

„Daraus wird wohl schwerlich etwas werden."

„Und warum nicht?"

„Weil ich nicht will."

„Und warum wolltest Du nicht?"

„Ich lasse mich nicht verhandeln, wie eine Waare."

„Helene!"

Die Doctorin rief es in höchster Verwunderung.

Der Unwille der Lehrerin war voll hervorgebrochen, der Zorn, die Scham.

„Ach,“ sagte sie, „ich habe nie bitterer meine Armuth empfunden, als in diesem Augenblick. Ich hatte Freundschaft, Liebe hier erwartet; mich empfängt eine Demüthigung.“

Sie mußte bitterlich weinen.

„Aber, Helene, die herzlichste Freundschaft, die innigste Liebe waren es ja nur, die uns den Gedanken eingaben.“

Die Lehrerin trocknete ihre Thränen.

„Gebt den Gedanken auf, Emilie. Und dann verzeihe mir.“

Sie umarmte die Freundin.

„Sie hat ihren Stolz und einen festen Willen,“ sagte die Doctorin für sich. „Mein Mann hat es mir wohl gesagt. Aber —“

Aber auch die Doctorin hatte wenigstens einen zähen Willen.

„Nun gut, Kind,“ sagte sie, „wenn Du denn durchaus nicht willst. Aber ansehen kannst Du ihn Dir doch.“

„Wen?“

„Den Herrn Sommer. Er ist hier. Mein

Mann hat an ihn geschrieben, wie ich an Dich geschrieben habe. Er wird zu Mittag bei Tisch hier sein."

„Ach, da sollten wir uns kennen lernen."

„Ja!"

„Und er weiß —?"

„Mein Mann hat mit ihm gesprochen, wie ich mit Dir."

„Und ich soll ihn hier sehen?"

„Das kannst Du doch!"

„Emilie, Emilie! Hast Du denn —? Aber ich will Dir keine Vorwürfe machen. Ihr habt es gut mit mir gemeint, Du und Dein Mann. Ihr habt es gut gemeint; Ihr habt es nur nicht gut getroffen. Und — und — nimm es mir nicht übel, meine Freundin, ich muß wieder zurückreisen, jetzt gleich, auf der Stelle."

Sie stand auf; sie langte nach ihrer Reisetasche. .

„Helene!" rief die Doctorin fast entsetzt.

Die Lehrerin stellte sich vor sie, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, sah sie mit ihrem braven Gesichte an.

„Emilie, höre Du jetzt mir zu. Wenn ich die reiche Doctorin Neumann wäre, und Du wärst die arme Lehrerin Krone, und ich hätte an Dich

geschrieben: Komm zu mir, meine Freundin; mein Mann und ich haben da einen reichen Mann verschrieben, den sollst Du heirathen — wärst Du gekommen?“

„Aber, Helene, ich habe ja nicht so an Dich geschrieben.“

„Das ist es eben. Aber wärst Du gekommen?“

Die Doctorin antwortete nicht.

„Ach, Du hast keine Antwort. Und nun weiter. Wenn ich das nicht an Dich geschrieben, wenn ich Dir geschrieben hätte, wie Du mir schriebst, und ich empfinge Dich nun hier, wie Du mich empfängst: mein Mann hat einen Freund, der reich geworden ist und nun eine Frau haben soll, und wir haben Dich dazu ausersehen. Ob er Dich will, ob er überhaupt eine Frau will, das wissen wir zwar nicht, aber wir haben ihn heute eingeladen, versuche Du Dein Glück an ihm! — Emilie, was thätest Du?“

„Du nimmst die Sache zu scharf, Helene!“

„Kannst Du sie milder auffassen, so antworte mir, was Du thätest.“

„Wir Beiden werden nicht bei Tisch erscheinen, Helene.“

„Ich wenigstens nicht.“

Sie hatte ihre Reisetasche an den Arm gehängt.

„Helene, Du wirst doch nicht —!“

Die Lehrerin sah noch einmal die Freundin klar und ruhig an.

„Ich muß, meine liebe Emilie. Ich habe Dir und Deinem Manne einen Plan verdorben, einen Lieblingsplan, ich erkenne es mit dem aufrichtigsten Danke an. Das läßt eine Verstimmung in Euch zurück. Ich habe durch die Weigerung, Deines Mannes Freund nur zu sehen, Euch gegen diesen, diesen gegen Euch compromittirt. Das muß Euch Alle noch mehr verstimmen. In meinem Innern fühle ich selbst eine gewisse Säure; ich leugne es nicht. Da passen wir Alle für den Augenblick nicht zusammen: Ich muß fort, wie wehe es mir thut. Ueber's Jahr komme ich wieder zu Dir. Dann haben wir Alle Alles vergessen. Lebe wohl, meine liebe Freundin. Habe Dank für Alles, was Du für mich gethan hast, was Du für mich thun wolltest, Du und Dein Mann. — Lebe wohl!“

Die Thränen waren ihr doch wieder in die Augen getreten.

Auch der Doctorin traten sie hinein.

Aber scheiden mußten sie, das erkannte, das fühlte auch die Doctorin.

Sie schieden. —

Eine Stunde später kam der Doctor nach Hause. Aber er war allein.

„Wo hast Du Sommer?“ fragte ihn die Frau.

„Der Narr ist wieder abgereist. Da, lies den Wisch, den er mir zurückgelassen hat.“

„Gottlob!“ sagte die Frau.

„Und wo ist Deine Freundin?“ fragte der Doctor.

„Gleichfalls wieder fort.“

„Teufel!“ sagte der Doctor.

3. Wiederfinden.

„Eine Frau! Das hätte mir fehlen sollen! Als wenn man nicht ohnehin genug Aerger und Verdruß, Mühe und Last in der Welt hätte! Eine Frau! So eine Gouvernante gar. Ich dürfte mich nicht ausstrecken, nicht fluchen. Ich müßte für ihre Sachen mit sorgen, ihr einen Platz verschaffen, sie gar in den Wagen heben! Jetzt sitze ich so bequem hier — kann thun und lassen, was ich will — habe mich um keinen Menschen zu kümmern! Pah, mein lieber Freund Neumann, so hatten wir nicht gewettet! Ich will mein Geld in Ruhe genießen. — Was für eine Person sie mir wohl zugedacht hatten, er und seine Frau,

die so zärtlich besorgt für mich war, die sich mein Glück in den Kopf gesetzt hatte? Mein Glück! Helene Krone hieß sie? Gott behüte mich in Gnaden vor dieser Helene Krone! — Aber verdammt, was ist denn das? Hatte ich doch dem Menschen —. Ja, diese nichtswürdigen, diese verdammten Eisenbahnen! Keine Treue, kein Glaube! Und nun darf ich wieder nicht einmal mehr fluchen! Aber ich will es! Ich will es! Hole der Teufel alle Eisenbahnen und alle Weiber!"

Der Postsecretair Herr Anselm Sommer hielt dieses anfangs so gemüthliche und dann so zornige Selbstgespräch.

Er war, nachdem er schnell sein Abschiedsbillet, dessen Inhalt leicht zu errathen ist, an seinen Freund geschrieben hatte, sehr frühzeitig zur Eisenbahn gefahren, um ja nicht zu spät zu kommen, vielmehr mit recht voller Bequemlichkeit sich zum Einsteigen vorbereiten zu können. Er hatte sich dann den nächsten Zug angesehen und die Schaffner, die zu dem Zuge gehörten. Einen von ihnen hatte er auf die Seite genommen.

„Könnten Sie mich wohl in ein Coupé bringen, in dem ich so recht bequem säße?"

„Gewiß, mein Herr. Wir stehen hier gerade an einem ganz bequemen."

Der Mann schloß ein Coupé auf, an dem sie standen.

Der dicke Herr sah hinein. Es gefiel ihm.

„Hm, hm, könnte ich wohl ganz allein darin bleiben? Nur für zwei Stationen!"

Der Schaffner wollte die Achseln zucken.

Der dicke Herr zeigte einen Thaler zwischen den Fingern.

Geizig war er nicht.

„I ja, es wird gehen," sagte der Schaffner.

Er hatte den Thaler schon in seiner Hand.

„Es muß gehen," sagte er.

„Könnte ich sogleich einsteigen?" fragte der dicke Herr.

„Auf der Stelle, mein Herr!"

„Holten Sie mir auch wohl meine Sachen hierher? Sie liegen im Wartesaal, gleich an der Thür."

„Zu Befehl, mein Herr."

Der Schaffner eilte in den Wartesaal, kam mit den Sachen des wohlbeleibten Reisenden zurück, Pelz, Reisesack, Schirm und Stock, legte sie in das Coupé, hob hinter ihnen den dicken Herrn hinein, verschloß das Coupé und ging weiter.

Der dicke Herr war sehr zufrieden und vergnügt,

machte es sich sehr bequem, hielt dann sein Selbstgespräch und wurde in diesem unterbrochen.

In dem Schlosse des Coupés drehte sich draußen ein Schlüssel.

Der dicke Herr sah durch das Fenster. Ein Schaffner stand an der Thür, hinter dem Schaffner eine Dame. Der Schaffner schloß die Thür auf, um die Dame einsteigen zu lassen. Der dicke Herr war betrogen. Er wollte sich überschlagen vor Zorn. Und er durfte nicht einmal etwas sagen; es war ein anderer Schaffner, der jetzt aufschloß, und er erkannte die Dame, und sein Zorn verwandelte sich in Entsetzen, die Dame war seine Reisegefährtin vom Morgen, in deren Gegenwart er nicht hatte stöhnen und nicht hatte fluchen dürfen, und der er noch seinen Dank schuldig geblieben war. Nichts drückt mehr als die rückständige Schuld eines Dankes.

Der Schaffner hatte aufgeschlossen.

Die Dame stieg ein.

Und auch die Lehrerin Helene Krone erkannte den Reisegefährten vom Morgen, der auf so unhöfliche Weise sich nicht weiter um sie bekümmerte, den sie einen Bären genannt hatte, vor dem Gott sie behüten möge, wie der Herr Anselm Sommer den lieben Gott gebeten hatte, er möge ihn vor

einer Frau behüten. Sie erkannte ihn in der Stimmung, in der sie war; sie hatte diese selbst eine säuerliche genannt.

Daß sie sich hatten heirathen sollen, daß man sie hatte verkuppeln wollen, das wußten sie gar nicht einmal.

Aber sie mußten gute Miene zum bösen Spiel machen, Beide, wenigstens unhöflich durften sie nicht gegen einander sein, namentlich der dicke Herr hatte nicht die geringste Veranlassung dazu.

„Ah, da treffen wir uns ja wieder!“ sagte er. Er hätte gern dabei gestöhnt, aber er wagte es doch nicht, und daß er es nicht wagen durfte, das ärgerte ihn schon von Neuem.

„Ja,“ antwortete die Dame.

Der „Bär“ hatte nicht einmal gesagt, daß er sich freue, sie wieder zu sehen; wie hätte sie ihm da mehr erwidern sollen?

Fühlte er das trotz seines Aergers?

„Sie haben sich nicht lange in der Residenz aufgehalten,“ fuhr er fort.

„Auch Sie nicht, wie ich sehe.“

Damit hatte Jedes das Andere unmittelbar auf sein unangenehmes Abenteuer oder Nichtabenteuer in die Residenz zurückgeführt, und ihre Laune war Beiden noch mehr verdorben. Er antwortete

nicht weiter; sie schwieg. Nach einer Weile sah man ihm zwar eine kleine Unruhe an; er sah nach ihr von der Seite hin; er wechselte gar einmal die Farbe; er war augenscheinlich in einem Kampfe mit sich selbst; wahrscheinlich darüber, ob und wie er ihr noch jetzt seinen Dank abstatten solle, den er ihr schon seit dem Morgen schuldete. Aber wenn nicht der Zorn seine Kämpfe mit sich entschied, so kam er zu keinem Entschluß; und so war es auch jetzt; in den Zorn konnte er sich wohl hineinreden, aber nicht hineingrübeln.

Die Dame schien seine Unruhe und seine Seitenblicke und den Grund derselben bemerkt zu haben. „Er ist ein Bär, ich sagte es ja!“ bestätigten ihre leise aufgeworfenen Lippen.

Sie hatten die nächste Station erreicht.

Wie auf der Hinfahrt, so bekamen sie auch jetzt auf der Rückfahrt hier Gesellschaft. Es war wohl Beiden nicht unangenehm; der dicke Herr ärgerte sich nicht einmal mehr, daß er von Neuem betrogen wurde.

Drei Herren stiegen ein, zwei jüngere und ein älterer. Der ältere nahm auf der Bank Platz, auf welcher der wohlbeleibte Herr und die Dame schon saßen; er setzte sich neben jenen; die beiden jüngeren ließen sich auf der Bank gegenüber nieder.

Der Zug fuhr weiter.

Einer der jüngeren Herren fing mit dem älteren ein Gespräch an.

„Sie kommen aus der Residenz?"

„Nicht unmittelbar. Ich war vor drei Tagen da. Seitdem hatte ich Geschäfte in der Umgegend."

„Dann kennen Sie den köstlichen Spaß nicht, der seit heute Morgen die ganze Stadt unterhält."

„Und der wäre?"

Der ältere Herr fragte sehr neugierig. Er schien neugieriger Natur zu sein.

„Ei, man hat in der Nacht und am frühen Morgen nicht weniger als sieben Postbeamte arretirt."

Dem dicken Herrn sah man an, wie ihm über die Nachricht der Schreck in alle Glieder fuhr. Dann mußte er sich zuerst nach der Dame, seiner Nachbarin, umsehen, die von Allen im Coupé allein wußte, daß er ein Postbeamter war.

Sie hatte sich, wohl über seinen Schreck, des Lächelns nicht enthalten können.

„Die Person ist ja boshaft!" rief es in ihm und sein Kampf, der vorhin nicht hatte zum Austrage kommen können, war entschieden; „die soll lange auf meinen Dank warten."

„In der Residenz?" fragte der neugierige ältere Herr den erzählungslustigen jüngeren.

„Gott bewahre! Auf der Reise! Alle auf Eisenbahnen und in Postwagen. Seit Mitternacht sind sie Alle in der Residenz eingeliefert.“

„Und was ist der Grund gewesen? Was ist geschehen?“

„Der Grund? Die Klugheit unserer Polizei. Ja, mein Herr, wir haben eine sehr kluge Polizei.“

„Aber sie muß doch einen Grund, eine Veranlassung gehabt haben! Sieben Postbeamte —“

„Arretirt man nicht für nichts und wieder nichts. Sie haben Recht, mein Herr. Da kommt gestern oder vorgestern an das Generalpostamt von sechs oder sieben Postämtern in der Provinz die Meldung, daß ein Schwindler, der die Uniform eines Postbeamten getragen und sich für einen Beamten des Generalpostamtes ausgegeben, auf den Namen dieser hohen Behörde bedeutende Gelder erhoben habe und damit durchgegangen sei. Das Generalpostamt theilte es der Polizei mit und unsere kluge Polizei argumentirt folgendermaßen: der Schwindler, dem die ersten Versuche so vortrefflich geglückt sind, wird weitere machen. L'appetit vient en mangeant! Er ist also noch unterwegs und zwar in seiner Postuniform! Flugs sendet sie einige Dutzend junger Polizeibeamte auf alle Eisenbahnen und läßt den

Telegraphen durch das ganze Land spielen, mit dem Befehle, jeden Menschen, der in einer Postuniform betroffen werde, sofort zu arretiren und zur Residenz zu schaffen. Und so sind heute sieben Postbeamte in die Residenz eingebracht."

„Und der Betrüger war darunter?" fragte der ältere Herr.

„Behüte! Es waren sieben höchst ehrbare und unschuldige Postsecretaire."

„Aber wie kann die Polizei —?"

„Die Polizei kann Alles, mein Herr!"

„Das muß wahr sein!"

„Ja, das muß wahr sein!" wiederholte mit lange verhaltenem inneren Ingrimm der wohlbeleibte Reisende, der bekanntlich ein Postsecretair war.

Die Andern mußten ihn doch verwundert ansehen, wie er so plötzlich los fuhr. Er hatte bisher noch kein Wort gesprochen.

Der arme dicke Herr sollte gleich nachher noch ganz anders angesehen werden.

„Aber schändlich bleibt es," sagte der ältere Herr, „so mit der persönlichen Freiheit unbescholtener und unschuldiger Menschen umzuspringen!"

Auf einmal wurde er blaß.

„Alle Wetter!" rief er.

Man sah seine Hand in seiner Westentasche suchen. Sie fuhr aus der einen Tasche in die andere, in die Busentasche des Rockes.

„Was ist Ihnen?“ fragte der jüngere Reisende, der erzählt hatte.

„Meine Uhr! Ich kann sie nicht finden.“

„Sie haben sie verloren?“

„Nein, nein! Ich hatte sie noch, als ich in den Wagen stieg. Ich weiß es gewiß. Ich fühlte danach, als ich schon saß.“

„So müssen Sie sie noch haben.“

„Aber ich finde sie nirgends, in keiner Tasche, am ganzen Körper nicht.“

„So muß sie im Wagen liegen. Suchen wir! Stehen Sie auf, meine Herrschaften.“

Der junge Mann hatte ein freies, frisches, entschiedenes Wesen.

Sie standen Alle im Wagen auf, auch die Dame. Sie suchten in allen Winkeln und Ecken des Wagens. Es war keine Uhr zu finden.

„Es ist unbegreiflich,“ sagte der junge Mann, „wenn Sie wirklich Ihre Uhr noch hatten.“

Der ältere Herr war ärgerlich geworden über den Verlust der Uhr; die letzten Worte des jungen Mannes reizten ihn noch mehr.

„Zum Teufel! Gewiß hatte ich sie noch. Es

ist eine goldene Ankeruhr, Genfer Fabrikat, sie geht auf zwölf Steinen, trägt die Nummer 20,002, ich weiß es genau. Und wenn sie hier nicht gefunden ist, dann — dann —"

Der junge Mann wollte ihm nichts schuldig bleiben.

„Dann ist sie gestohlen, wollten Sie sagen?"

„Ja, mein Herr, das wollte ich sagen."

„Und Sie haben Recht darin, mein Herr. — He, meine Herren, lassen wir uns alle visitiren, durch den Herrn, der bestohlen ist oder bestohlen sein will. Findet er die Uhr — nun wohl. Findet er sie nicht — auch wohl; dann wissen wir, was wir auf der nächsten Station mit ihm zu thun haben. Wohlan, meine Herren! Sie, meine Dame, werden sich, wenn es noch nöthig sein sollte, auf der nächsten Station einer Visitation durch eine Frau nicht entziehen wollen!"

„Ich werde nicht, mein Herr!"

„Also beginnen Sie, mein Herr! Fangen Sie mit mir an, wenn ich bitten darf. Aber suchen Sie genau, ganz genau. Finden Sie Ihre Uhr nicht, so haben Sie uns zu Dieben machen wollen."

Dem Vorschlage hatte sich Keiner widersetzt, Keiner widersetzen können. Der ältere Herr war der Aufforderung nachgekommen.

Er durchsuchte Taschen und Kleidungsstücke des jungen Mannes.

„Herr des Himmels!“ rief auf einmal der wohlbeleibte Reisende, und er wurde blasser als vorher der ältere Herr, und das Entsetzen malte sich in allen seinen Zügen.

„Mein Herr, was ist Ihnen?“

„Ich — ich —“

Der dicke Herr hatte, als der ältere Herr die Visitation begann, unwillkürlich nach seiner Uhr gefaßt; es war so natürlich bei seiner Vorsicht. Seine Uhr war noch da, er fühlte sie noch in der Westentasche, in der auch er sie trug. Aber was fühlte er denn zugleich über ihr, in der Brusttasche seines Rockes?

„Herr des Himmels!“ schrie er auf. „Ich — ich — habe die Uhr! Hier —“

Er zog die Uhr des älteren Herrn hervor.

„Nun, wir hätten den Dieb!“ sagte ruhig der junge Mann.

„Ich beschwöre Sie, mein Herr!“ rief der wohlbeleibte Reisende. Ich schwöre Ihnen —“

„Daß Sie unschuldig sind?“

„Bei Gott im Himmel —“

„Mit dem gestohlenen Gut in der Hand, mit der Uhr in der Tasche?“

„Ich weiß nicht, wie sie hineingekommen ist. Ich begreife es nicht."

„Ah, Mißverständnisse! Herr, die überlassen Sie andern Leuten, den Diplomaten —"

„Aber, mein Herr, meine Herren, bei Allem was heilig ist, bei Recht und Gerechtigkeit —"

„Nun wird es zu arg. Schweigen Sie, Herr. Sie sind auf dem Diebstahl ergriffen. Wir Alle sind Zeugen. Sie sind der Dieb, — damit basta!"

Der dicke Reisende wollte sich trotzdem noch vertheidigen. Er hatte den Kopf verloren.

„Ich ein Dieb! Heiliger Gott, ich ein Dieb!"

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

„Schweigen Sie!" befahl ihm die Dame.

Sie sagte es mit strenge befehlender Stimme. Sie hatte bisher kein Wort gesprochen.

„Auch Sie? Auch Sie?" rief der dicke Herr.

„Schweigen Sie!" befahl sie noch einmal.

Er verstummte, mit den Zähnen knirschend.

„Satan! Satan!" fuhr es ihm nur leise über die Lippen.

Dann saß er still, wie ein vernichteter Mensch.

Aber nur wenige Minuten noch.

Die nächste Station war erreicht.

Der Zug hielt; die Coupés wurden aufgeschlossen.

Der jüngere Herr, der dem älteren erzählt und dann den Vorschlag zur Durchsuchung nach der gestohlenen Uhr gemacht hatte, erhob sich zuerst.

„Ich werde sofort einen Gensd'armen herbeiholen. Bleiben Sie unterdeß sämmtlich im Coupé, meine Herrschaften, und lassen Sie ja den Dieb nicht entspringen."

Er wollte das Coupé verlassen.

Er mußte an der Seite aussteigen, an der die Dame saß. Sie saß gerade an der Thür. Er wollte an ihr vorüber.

„Nicht doch, mein Herr!" sagte sie.

Er sah sie verwundert an.

„Ich will ja den Gensd'armen herbeiholen."

„Sie werden bleiben."

Sie sprach es bestimmt, entschieden.

Er erblaßte. Dann wollte er mit Gewalt fort, sie zurückstoßen.

Er vermochte es aber nicht. Sie hatte mehr Kraft, als man ihr ansah.

„Aber was soll das?" fragte er.

„Was das soll? — Schaffner!" rief sie aus dem Coupé hinaus. „Rufen Sie auf der Stelle einen Gensd'armen hierher. Es ist ein Dieb im Coupé."

In einer halben Minute war ein Gensd'arm da.

„Was giebt's hier?"

„Mein Herr, erzählen Sie dem Gensd'armen."

Die Dame befahl es dem jungen Reisenden, der hatte fort wollen.

Er mußte erzählen:

„Dem Herrn dort war während der Fahrt seine Uhr entkommen. Sie konnte nur gestohlen sein. Der Dieb mußte sich im Wagen befinden. Ich machte den Vorschlag, daß Jeder von uns sich untersuchen lasse. Dies geschah. Als die Reihe an den Herrn hier kommen sollte, gab er die Uhr freiwillig heraus; er wollte nicht wissen, wie er in ihren Besitz gekommen sei."

„Ist dem so?" fragte der Gensd'arm die Andern.

„Dem ist so."

Der Gensd'arm wandte sich an den dicken Herrn.

„Ich beschwöre Sie!" wollte der dicke Herr noch einmal anfangen.

„Lassen Sie mich reden, mein Herr," sagte ihm die Dame.

Sie befahl nicht, sie bat ihn.

Er schwieg.

„Herr Gensd'arm," sagte die Dame zu dem Gensd'armen, „es war Alles so, wie dieser Herr Ihnen gesagt hat, aber der Dieb ist dieser Herr selbst."

Der Herr wollte lachen. Aber er wurde kreideweis.

„Haben Sie Beweise?" fragte der Gensd'arm die Dame.

„Wir werden sehen. Einer von den beiden Herren kann nur der Dieb sein, dieser junge Herr oder jener wohlbeleibte Herr. Der Letztere saß neben dem Bestohlenen. Der junge Herr saß Beiden gegenüber. Nun kommt es darauf an, wer von den zwei Herren der gewandteste im Stehlen ist. Ist es der junge Herr, so war er auch gewandt genug, bei der Entdeckung des Diebstahls unbemerkt dem Andern die Uhr in die Tasche zu spielen. Sie geben es zu, Herr Gensd'arm?"

„Vollkommen, meine Dame."

„So fordern Sie den Herren ihre Legitimationen ab."

Der wohlbeleibte Reisende hatte schon ein Papier aus der Tasche gezogen. Er überreichte es dem Gensd'armen.

„Mein Paß!“

Der Gensd'arm sah den Paß an.

„Hm, Postsecretair!“

Er wollte sich an den jungen Herrn wenden. Aber es war nicht mehr nöthig.

Ein zweiter Gensd'arm war, wohl aus Neugierde, herangetreten.

Er sah in das Coupé.

„He, zum Teufel, Liedtke! Verdammter Spitzbube! Wo kommst Du denn her? Direct aus dem Zuchthause?“

Der zweite Gensd'arm sagte das zu dem jungen Herrn.

„Sie kennen den, Kamerad?“ fragte der erste Gensd'arm den zweiten.

Der zweite Gensd'arm lachte.

„Wie werde ich nicht Louis Liedtke kennen, den gewandtesten Taschendieb der Residenz? Er muß seit gestern aus dem Zuchthause entsprungen sein, in dem er seit ein paar Monaten eine sechsjährige Zuchthausstrafe zu verbüßen hat. Ist es nicht so, Liedtke?“

Der Taschendieb sah, daß ihm das Leugnen nichts helfen konnte.

„Es ist so, Herr Gensdarm,“ sagte er.

„Und Du hast auch hier die Uhr gestohlen?“ fragte ihn der erste Gensd'arm.

„Ja.“

Er wurde gebunden.

Fünf Minuten später saßen der wohlbeleibte Reisende und seine Reisegefährtin wieder in dem Wartesaal der kleinen Eisenbahnstation, in dem sie am frühen Morgen sich gefunden hatten.

Sie warteten auf den Abgang der Post, mit welcher der Eine rechts, die Andere links in das Gebirge fahren, Jedes in seine Heimath zurückkehren wollte.

Die Dame war zuerst eingetreten; sie hatte sich auf das harte lederne Sopha gesetzt.

Der dicke Herr war eine halbe Minute später gekommen. Er legte sorgfältig seine Sachen auf einen Stuhl, den Pelz, den Reisesack, den Schirm und Stock. Er nahm sich in Acht, nicht den leisesten Seufzer dabei hören zu lassen. Als er fertig war, ging er zu dem Sopha. Er setzte sich aber nicht darauf, er trat vor die Dame.

„Mein Fräulein — oder Madame?“

Er hatte schon am Morgen so, aber nur halb gefragt; jetzt fragte er ganz und geradezu.

Und die Dame antwortete diesmal:

„Ich bin unverheirathet.“

Und er fuhr fort:

„Mein Fräulein ich bin Ihnen recht großen Dank schuldig, doppelten. Ohne Sie wäre ich heute Morgen als ein Betrüger arretirt worden.“

„Es wäre möglich gewesen,“ sagte die Dame lächelnd.

„Und ohne Sie wäre ich heute Nachmittag als ein Dieb angehalten und vielleicht auch gar bestraft worden.“

„Auch das wäre möglich gewesen.“

„Und zum Danke, Fräulein, hatte ich Ihnen in meinem Innern bitteres Unrecht gethan.“

„Hatten Sie?“

Die Dame mußte noch einmal lächeln.

„Hm, hm,“ sagte der dicke Herr und räusperte sich. Er stand im Kampfe mit sich. Sollte er wieder zu keinem Entschlusse kommen? In einen Zorn konnte er sich auch diesmal nicht hineinreden. Er faßte einen halben Entschluß.

„Wir müssen uns hier trennen, Fräulein!“

„Ja, das müssen wir.“

„Sie sind Erzieherin?“

„Schullehrerin!“

„Also doch Erzieherin!“

Die Dame mußte zum dritten Male lächeln.

„Bedürfen Sie einer Gouvernante?"

„Alle — alle —. Ja, ja!" platzte der dicke Herr heraus, der am Morgen geschworen hatte, daß er keine Gouvernante wolle.

„Ja, ja, Fräulein! Und wo wohnen Sie?"

„In Wildenfels, vier Meilen von hier."

„Und Ihr Name, mein Fräulein?"

„Helene Krone, mein Herr."

„Herr — Herr des Himmels!" rief der dicke Herr. Einen Augenblick wurde er kreideweis. Es war ihm, als wenn er umsinken müsse. Dann leuchtete sein ganzes Gesicht.

„Fräulein, ich bin ja der Postsecretair Anselm Sommer."

Da erblaßte auch die Dame; aber auch nur einen Augenblick lang. Dann mußte Sie beinahe laut auflachen.

Der dicke Herr hatte ihre beiden Hände gefaßt. Er wollte sprechen, seinen Entschluß ganz ausführen. Es schien nicht gehen zu wollen.

Die in die Einsteigehalle führende Thür des Saales wurde geöffnet.

Ein neuer Eisenbahnzug war in dem Augenblicke angekommen.

„Ist Niemand da, der zur Residenz fahren will?" rief ein Schaffner in den Saal hinein.

Da konnte der dicke Herr seinen Entschluß ganz ausführen.

„Fräulein, kehren wir zu der Residenz zurück?"

„Warum? Wozu?"

„Ach, liebes Fräulein, Sie kennen doch die Frau Doctor Neumann?"

„Sie ist meine Freundin."

„Und der Doctor Neumann, ihr Mann, ist mein Freund."

„Das freut mich."

„Und — und — die Beiden, nämlich der Doctor Neumann und seine Frau, wollten aus uns Beiden ein — ein — Etwas machen."

„Ein Etwas?"

„Hm, hm, ein Brautpaar!"

„Aber Sie scheinen aus dem Wege gegangen zu sein, mein Herr."

„Und Sie auch, mein Fräulein, — und wohl noch eher als ich. Aber —"

„Was für ein Aber hätten Sie?"

Der Schaffner erschien wieder an der Thür.

„Es ist die höchste Zeit, wenn die Herrschaften mit wollen."

„Fahren wir mit, Fräulein!" bat der dicke Herr.

„Aber wozu?"

„Um uns dem Doctor Neumann und seiner Frau als Brautleute vorzustellen. O, ich bitte Sie!“

Er bat so rührend. Er drückte ihre Hände so zärtlich.

Sie entzog sie ihm nicht.

„Er ist doch kein so schlimmer Bär!“ mochte sie sich denken.

„Ich bedarf wahrhaftig einer Gouvernante!“ sagte er.

Sie war aufgestanden.

„Wir fahren, Fräulein?“

„Fahren wir!“

Und sie fuhren, dem Doctor Neumann und der Frau Doctorin sich als Brautleute vorzustellen.

Ein schweres Unglück.

Bei einem Criminalgerichte kommen den Beamten oft nach Jahren alte Criminalacten wieder in die Hände. Es sind noch nachträglich Kosten eingegangen, die verrechnet werden müssen, Zeugen oder Sachverständige fordern Gebühren nach, es ist dieser oder jener Behörde über diesen oder jenen Gegenstand Auskunft zu ertheilen.

Ein dickes, schon vor mehreren Jahren verhandeltes Actenstück wurde mir auf solche Weise, um darin zu verfügen, vorgelegt. Es betraf einen Mord. Das Verbrechen war vorgefallen, die Untersuchung war geführt und geschlossen, längst bevor ich dem Criminalgerichte angehört hatte. Ich war erst seit Kurzem an dasselbe versetzt worden.

Ich mußte vielfach in den Acten nachschlagen, um den, allerdings sehr geringfügigen Punct zu treffen, auf den es ankam. Ich fand dabei Manches, was meine Aufmerksamkeit erregte. Ich verfolgte es weiter. Es interessirte mich von

Blatt zu Blatt mehr. Ich mußte die ganzen Acten lesen.

Ein Schreck, ein Entsetzen ergriff mich. Den Leser wird es ergreifen machen wie mich, wenn ich erzähle, was ich las.

An einem Tage im Herbst war dem Criminalgerichte die Anzeige gemacht, daß in dem Stadtwalde der Leichnam eines Menschen gefunden sei, den man bis jetzt nicht erkannt habe. Die Leiche trage mehrere Verletzungen an sich.

Es wurde sofort ein Inquirent zur Führung der Untersuchung ernannt. Der Criminalrath S. war es, dem die Aufgabe zufiel.

Der Inquirent begab sich in derselben Stunde an Ort und Stelle, um den Thatbestand eines vorgefallenen Verbrechens festzustellen und die Spuren des Thäters zu ermitteln und zu verfolgen. Ein Actuar des Gerichts, Executoren und Gerichtsdiener und das erforderliche gerichtsärztliche Personal begleiteten ihn.

Der Leichnam wurde in der Mitte des Stadtwaldes gefunden, in einer abgelegenen Gegend, nach welcher die Forstbeamten des Jahres vielleicht nur ein- oder zweimal und selbst Holzdiebe nur selten kamen.

Ein Holzdieb aus der Stadt hatte ihn da

am Morgen entdeckt und sofort der Polizei die Anzeige gemacht; die Polizei hatte diese ohne Säumen weiter an das Criminalgericht befördert.

Die Leiche lag unter einer Fichte, auf dem bemoosten Boden, lang ausgestreckt, mit dem Kopfe nach dem Stamme des Baumes hin, das Gesicht zur Erde, ein wenig nach der Seite hin. Es war die Leiche eines Mannes von fünfzig bis sechszig Jahren.

Sie lag so im Blute. An der Stelle, wo sie lag, war also auch das Verbrechen, der Mord verübt.

Das Blut war aus dem Kopfe geflossen. Der Kopf hatte eine Menge Verletzungen; der Hirnschädel war eingeschlagen, die Stirn, die linke Schläfe, die, auf der das Gesicht lag, waren es ebenfalls.

Die Verletzungen mußten mit einem stumpfen starken Instrumente zugefügt sein. Der Tod war augenblicklich, während der Mißhandlungen, erfolgt.

Das Alles sagten die Aerzte; man überzeugte sich ohne den Ausspruch der Aerzte davon.

Das Blut war schon an mehreren Stellen angetrocknet. Das Verbrechen mußte mindestens

am Tage vor der Auffindung des Leichnams, wahrscheinlich schon am zweiten Tage vorher verübt sein. Am Mittwoch war die Leiche gefunden, am Dienstag mußte also die That geschehen sein, oder am Montag, vielleicht auch schon am Sonntag Abend, oder in der Nacht vom Sonntag zum Montag.

Der Holzdieb, der den Leichnam gefunden, hatte ihn nicht erkannt. Er war, zum Zweck der Anzeige, zur Stadt zurückgeeilt. Auf dem Wege waren ihm Leute begegnet. Er hatte ihnen erzählt. So hatte sich die Kunde von seiner Entdeckung in der Gegend verbreitet. Als die Polizei und bald nachher das Gericht an Ort und Stelle ankamen, waren schon mehrere Menschen aus der Nachbarschaft da.

Sie kannten den Erschlagenen.

Es war ein Altsitzer aus dem benachbarten Orte. Er hieß Christoph Lehmann; das Dorf hieß Berghausen; es lag dicht hinter dem Stadtwalde, etwa eine halbe Meile entfernt.

An dem Orte der That waren Spuren, die zur Entdeckung eines Thäters hätten führen können, nicht zu ermitteln. Kein Instrument wurde gefunden, kein anderer fremder Gegenstand, das Moos zeigte keine Fußstapfen.

Aus der Beschaffenheit des Bodens und der Umgebung war zu entnehmen, daß zwischen dem Mörder und Ermordeten kein Kampf stattgefunden habe. Der Boden hätte zertreten, an den Zweigen der Fichte hätten sich Zeichen finden müssen.

Nach der Meinung des Gerichts, wie der Aerzte, hatte der Erschlagene den ersten Schlag wahrscheinlich unversehens von hinten auf den Hinterkopf erhalten. Er war sofort betäubt worden, wenigstens niedergefallen; die ferneren Schläge nach fast allen Seiten des Körpers hatten ihm den Rest gegeben. Wahrscheinlich hatte der Thäter noch gar auf den schon Todten, wie in blinder Wuth, losgeschlagen. Die Menge der Verletzungen bezeugten es, und die Erscheinung, daß der Mörder, auch wenn er mit dem kältesten Blute, mit der ruhigsten Ueberlegung sein Verbrechen begonnen hat, über der That plötzlich eine wilde, von Moment zu Moment sich steigernde, zu den empörendsten Mißhandlungen selbst der Leiche ihn wild treibende Wuth ergriff; diese Erscheinung gehört nicht zu den Seltenheiten.

Der Erschlagene schien erst nach dem ersten betäubenden Schlage auf den Rücken gefallen zu sein. In dieser Lage hätte er die ferneren Ver-

letzungen und zuletzt den tödtlichen Streich erhalten. Ob er wieder zu sich gekommen und den Versuch gemacht habe, sich zu erheben, konnte gleichgültig erscheinen. Als er todt war, hatte der Mörder den Leichnam umgewandt und mit dem Gesichte zur Erde hin gelegt. Auch das erschien dem Gerichte wie den Aerzten unzweifelhaft.

In der Lage, in der das Gericht die Leiche antraf, ward sie auch von dem Holzdiebe gefunden. Weder dieser, noch einer der Menschen, die nach ihm hinzugekommen waren, hatten etwas an der Lage geändert, die Leiche nur angerührt.

„Wer war der Thäter?“

Niemand der Anwesenden hatte eine Antwort auf diese Frage.

Sie wurde zunächst und zumeist an den Schulzen des Dorfes Berghausen gerichtet, der sich während der Aufnahme des Thatbestandes eingefunden hatte.

Auch er hatte keine Antwort.

Er war nur nachdenklich geworden; er schüttelte den Kopf; er wollte etwas sagen; er mußte wieder den Kopf schütteln; er schwieg.

In welchen Verhältnissen der Verstorbene gelebt habe? wurde er befragt.

Es waren nicht die besten, nach keiner Seite hin.

Er war früher ein wohlhabender Bauer des Dorfes gewesen. Aber er hatte immer einen störrischen, bösartigen Charakter gezeigt. Dabei hatte er sich dem Trunke ergeben. So hatte er seinen Bauernhof, mehr und mehr mit Schulden belastet, verkommen lassen. Der Hof hatte ihm verkauft werden sollen.

Das war vor sechs Jahren gewesen.

Er hatte ein einziges Kind, eine Tochter.

Sie war damals achtzehn oder neunzehn Jahre alt.

Er mißhandelte sie, wie er gegen alle Menschen feindlich war.

Seine Frau war schon zwei Jahre früher gestorben vor Gram, vor Unglück, in Folge unausgesetzter Mißhandlungen.

Die Tochter hatte eine Liebschaft mit einem braven jungen Menschen.

Sie selbst war brav.

Aber der Mensch, den sie liebte und der sie liebte, war arm, nannte nichts sein, war Knecht bei seinen Eltern auf einer kleinen bäuerlichen Besitzung, die später seinem ältern Bruder zufiel.

So wollte der alte Lehmann eine Verbin-

dung seiner Tochter mit dem «Bettler» nicht zugeben.

Gerade damals wollten seine Gläubiger ihm den Hof, den er immer mehr ruinirte, verkaufen lassen. Er war dann selbst ein Bettler, ein wirklicher, der vor fremder Thüre um ein Stück Brod bitten muß.

Vielleicht sein Kind mit ihm. Sie war zart und schwach gebaut; sie war oft kränklich. Wie hatte sie anders werden können unter der Behandlung eines solchen Vaters?

Ihr Liebhaber — Georg Baumer hieß er — sprach mit den Gläubigern. Er war ein tüchtiger Arbeiter, er hatte landwirthschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen. Er konnte, wenn er die Tochter Lehmann's heirathete und dessen Hof übernahm, diesen nach und nach wieder in eine bessere Lage bringen. Sie konnten dann zu ihrem vollen Gelde kommen. Jetzt, wenn das Gut verkauft wurde, konnten sie kaum auf den zehnten Theil ihrer Forderungen rechnen.

Sie sahen ihren Vortheil ein. Sie sprachen mit dem alten Lehmann, sie würden den Antrag auf den Verkauf des Grundstücks zurücknehmen, wenn er dem jungen Manne seine Tochter zur Frau gebe und den Hof übertrage. So sei allen

Theilen geholfen; er bliebe bei den Kindern auf dem Hofe und brauche nicht zu betteln.

Er wollte dennoch nicht; er wolle lieber betteln, als abhängig sein von dem Bettler, der ihm gar sein Kind abwendig gemacht habe, und von dem eigenen Kinde, das, ungehorsam seinem Vater, an einen fremden Menschen sich gehängt habe.

Er mußte endlich nachgeben. Georg Baumer heirathete seine Tochter und wurde Eigenthümer des Lehmann'schen Hofes. Der alte Lehmann blieb bei den Kindern auf dem Hofe.

Aber er haßte sie: den Bettler, von dem er nun wirklich abhängig war; die eigene Tochter, die nun doch das Weib des Bettlers geworden war. Er haßte sie um so mehr, je mehr sie sich liebten, je besser er es bei ihnen hatte, je arbeitsamer sein Schwiegersohn war, je mehr der Hof wieder aufblühte, je glücklicher er mit seinen Kindern hätte sein können. Sie sollten nicht glücklich werden, das sollte sein Glück sein.

Sie wurden nicht glücklich.

Er lebte in ewigem Streite mit ihnen; er suchte nach Allem, wodurch er sie kränken, ihre Ruhe, ihren Frieden stören konnte.

So waren beinahe sechs Jahre vergangen.

Das war die Mittheilung des Dorfschulzen.

Und da war heute der Mensch, der so seit Jahren den Frieden, das Glück einer Familie zerstört hatte, auf räthselhafte Weise ermordet gefunden.

War sein Mord noch ein Räthsel?

Gerade Verhältnisse, wie sie hier vorlagen, werden so oft die Veranlassung zu den grausamsten Ermordungen.

Der Inquirent bemerkte es dem Schulzen.

Müssen wir die Thäter noch lange suchen? Sofort zu dem Dorfe, um sie zu verhaften.

Aber der Schulze war anderer Meinung.

Die Leute können nicht die Thäter sein. Der Mann ist der ordentlichste, der bravste Mensch von der Welt.

Aber die Verzweiflung hat sie zuletzt übermannt.

Es ist geradezu unmöglich!

Die Frau denn, die eigne Tochter!

Sie ist ein schwaches, kränkliches Wesen. Sie könnte kaum den schweren Stock oder Stein aufheben, mit dem diese Verletzungen zugefügt sein müssen.

Die Verzweiflung giebt auch dem Schwachen Kräfte.

Der Schulze blieb bei seiner Meinnng.

Warum müssen es denn grade die Beiden gethan haben? Der Todte lebte mit aller Welt in Feindschaft und in Streit.

Und wer von dieser allgemeinen Welt wäre zu dem Morde im Stande gewesen?

Der Schulze konnte Niemanden benennen.

Der Inquirent verblieb bei seinem Verdachte gegen die Tochter und den Schwiegersohn des Erschlagenen.

Ein besonderer Umstand konnte diesem Verdachte freilich Nahrung und Unterstützung geben.

Neben der Leiche ward ein Strick gefunden, wie die Holzdiebe sich seiner zum Zusammenbinden und Forttragen des gestohlenen Holzes bedienen.

„War der Erschlagene als Holzdieb bekannt?“ fragte der Criminalrath den Schulzen.

„Früher, ja.“

„Und später?“

„In der ersten Zeit, nachdem er den Hof an seinen Schwiegersohn abgetreten hatte, soll er auch noch oft in den Stadtwald gegangen sein. Es war die Gewohnheit, und sie hatten kein Holz auf dem Hofe.“

„Und in der letzen Zeit?“

„Habe ich nichts mehr davon vernommen."

„Hat dieser Strick dem Erschlagenen gehört?"

Der Schulze wußte es nicht.

Der Inquirent gab seine Combination nicht auf.

Ein anderer Umstand trat ihm hinzu.

Die Holzdiebe pflegen sich mit Instrumenten zum Abhauen des Holzes zu versehen.

In der Regel ein Messer, weil das Schneiden sie am wenigsten verräth. Manchmal führen sie ein kleines Handbeil bei sich.

Es wurde nach einem Messer und einem Handbeile gesucht. Weder das eine noch das andere wurde gefunden oder war vorher gefunden worden.

„Finden wir," zog der Criminalrath den Schluß, „Messer und Handbeil des Verstorbenen in dessen Wohnsitz, und müssen wir annehmen, daß er wenigstens eines von beiden mit diesem Stricke bei sich geführt hat, so hat der Mörder das Instrument mit nach Hause genommen, und haben wir dann nicht den Mörder?"

Daß auch der Strick nicht mitgenommen war, stand dieser Vermuthung nicht entgegen. Er war um die Schulter des Ermordeten geschlungen und voll Blut.

Dagegen ergab sich weiter Folgendes: „In

einer Entfernung von fünfzig bis sechszig Schritten wurden mehrere frisch abgeschnittene Fichtenzweige gefunden.

Sie waren zum Mitnehmen zurückgelegt. Der sie so zusammengelegt, hatte wahrscheinlich in der Gegend umher noch mehr hinzusammeln wollen, um dann das Ganze fortzutragen. Es lag nahe, daß dies der Ermordete gewesen war; er hatte zu den zusammengelegten Zweigen nicht zurückkehren können: er war vorher überfallen worden. War es so, dann hatte er ein Messer bei sich getragen, und — der Criminalrath hatte Recht — wo man das Messer fand, da brauchte man nach dem Mörder nicht lange mehr zu suchen.

Noch Eins war auffallend. Die Verhandlung des Gerichts im Walde hatte bis zum späten Nachmittage gedauert. Die Kunde von dem vorgefallenen Morde hatte sich nach allen Seiten hin verbreitet, von allen Seiten waren Neugierige zu der Mordstelle gekommen. Auch in dem Dorfe Berghausen war der Mord bekannt geworden; der Schulze von Berghausen war schon bald an Ort und Stelle gewesen; andere Bewohner des Dorfes kamen nach. Die Angehörigen des Erschlagenen ließen sich nicht sehen."

Der Inquirent war ein eifriger Beamter. Er

ruhte nicht, bis er die einmal entdeckten Spuren so weit verfolgt hatte, wie es ihm möglich war.

Er begab sich sofort nach Feststellung des sogenannten objectiven Thatbestandes mit seinem Unterbeamten und dem Dorfschulzen nach Berghausen.

Den Leichnam des Ermordeten ließ er unter Bewachung an der Mordstelle im Walde zurück.

Er war auch ein umsichtiger Beamter; gewiß — freilich. — Doch ich darf den Begebenheiten nicht vorgreifen.

Er hatte die Wahl, die Verdächtigen — verdächtig waren ihm Schwiegersohn und Tochter des Ermordeten und sie mußten es ihm wenigstens vorläufig allerdings scheinen — er hatte die Wahl, sie sogleich an Ort und Stelle kommen zu lassen und ihnen an dem Orte des Verbrechens die Leiche des erschlagenen Verwandten vorzuzeigen oder sie vorher in ihrer Wohnung zu vernehmen und sie dann zu der Leiche zu führen. That er das Erste, so warf er sie auf einmal gleichsam mitten in das Verbrechen wieder hinein. Aber sie waren dann nicht mehr überrascht, wenn er sie sah und verhörte; sie hatten sich längst auf Alles vorbereiten können und auf eine Ueberraschung

der Unvorbereiteten mußte ihm Alles ankommen. Freilich, konnten sie noch unvorbereitet sein, da die Kunde des Mordes schon längst im Dorfe war? Ihre vorherige Vernehmung in ihrer Wohnung bot dem Criminalrath dennoch mehr Chancen.

Das Gericht begab sich dahin.

Es kam noch bei Tage im Dorfe an. Der Schulze führte die Beamten direct zu dem früheren Lehmann'schen, jetzt Baumer'schen Hause.

Das Haus lag allein, ziemlich am Ende des Dorfes, von den übrigen Häusern zurück.

Man sah ihm schon von außen einen gewissen Wohlstand an, den es während der sechsjährigen Bewirthschaftung seines jetzigen Besitzers wiedergewonnen hatte. Im Innern herrschte Ordnung und Reinlichkeit.

Sie hatten die Hausthür offen gefunden. Sie waren eingetreten, ohne von Jemandem gesehen worden zu sein. Sie traten in das Vorhaus. Sie fanden Niemanden dort. Sie gingen in die Küche; auch diese war leer. Sie vernahmen nirgends einen Laut.

Der Schulze wußte Bescheid im Hause. Er zeigte auf eine Thür an der Küche; dort sei die Wohnstube.

Man ging hin, der Criminalrath voran.

Er blieb an der Thür stehen. Er horchte. Er hörte nichts. Er öffnete die Thür.

Er blickte in eine geräumige aber niedrige Bauernstube; an der Wand stand ein Bett, vor dem Bette stand ein Kinderbettchen.

In dem Kinderbettchen lag ein Kind.

Vor ihm saß auf einem niedrigen Schemel eine Bauernfrau.

Sie hatte das Oeffnen der Thüre nicht gehört.

Sie saß in tiefen Gedanken. Ihr Gesicht, ihre Augen waren auf das Kind in dem Bettchen gerichtet. Ihre Hände waren gefaltet. Sie schien zu beten.

„Guten Tag!“ sagte der Criminalrath.

Er trat in die Stube. Die Andern folgten ihm.

Die Frau war in die Höhe gefahren. Sie sah sich um. Sie sah die fremden Menschen. Doch Einen von ihnen kannten sie, den Schulzen.

War sie schuldig, so mußte sie nun auch wissen, wer die Andern waren; sie mußte sich erschrecken; sie mußte auf den Tod erschrecken.

Sie erschrak auf den Tod.

Sie war leichenblaß geworden; ihre Lippen

waren blau; ihre Augen starrten wie erloschen. Sie wollte von dem Schemel aufstehen. Sie sank zurück. Ihr Körper bebte.

So stand es in den Acten. Der Inquirent hatte es genau und ausführlich verzeichnet. Er war auch ein sorgsamer, gewissenhafter Beamter. Gewiß auch da.

„Sie sind Frau Baumer?" redete er die Frau an.

„Ja," konnte sie leise mit der bebenden Zunge hervorstammeln.

„Stehen Sie auf!"

Die Frau nahm ihre Kräfte zusammen. Sie richtete sich auf. Sie mußte sich an dem Bettchen ihres Kindes halten, um es zu können.

Eine außerordentlich fein und zart gebaute Frau stand vor dem Inquirenten. Fein und zart gebildet war auch ihr Gesicht. Es trug sanfte, weiche Züge. Es war noch schneeweiß. Aber so war das sanfte, feine Gesicht nicht immer. Die Frau war kränklich; sie hatte jenen unverkennbaren Ausdruck der Auszehrung, der dem weiblichen Gesichte eine so wunderbare, aber so wunderbar melancholische Schönheit verleiht. Man kann die Augen nicht davon abwenden; aber die Augen wollen sich unwillkürlich mit Thränen füllen, wäh-

rend man hinsieht, und durch das Herz zieht es Einem schmerzlich.

So war auch die Schönheit der jungen Bäuerin und kannte man ihre Geschichte, so sah man alle die Leiden, alle die Schmerzen, die an der armen Frau von ihrer Kindheit an gezehrt und genagt, die ihr frühzeitig den Körper zerstört, die ihr das Herz nie zu einer ruhigen, zufriedenen Freude hatten gelangen lassen, die sie jetzt zu jener That der Verzweiflung getrieben hatten. —

Aber nein, die Mörderin war sie nicht.

Ihr Schreck hatte es dem Criminalrath einen Augenblick lang sagen wollen. Ihr Anblick nahm ihm wieder den Gedanken. Dieses feine, sanfte Gesicht voll Schmerz und Leiden, diese schönen himmelblauen Augen mit dem wunderbaren Glanz, den sie wieder gewonnen hatten, nachdem das Leben in sie zurückgekehrt war, sie konnten einer Mörderin, einer Vatermörderin nicht angehören.

Wie hätte auch die schwache, kranke Frau jene körperliche Kraft haben sollen, die zu den starken Schlägen erforderlich gewesen war, welche den Ermordeten getödtet hatten? Der Schulze hatte das schon im Walde gesagt; er hatte Recht gehabt.

Aber war denn nicht ihr Mann der Mörder?

„Wo ist Ihr Mann?“ fragte der Inquirent sie.

Sie hatte sich gefaßt.

„Ich weiß es nicht.“

„Er ist nicht zu Hause?“

„Er ist schon am Morgen ausgegangen.“

„Wohin?“

„Zur Stadt.“

„Was wollte er dort?“

„Er wollte sehen, ob er Korn verkaufen könnte.“

„Wann wollte er zurückkehren?“

„Er sagte es nicht.“

„Wann erwarten Sie ihn zurück?“

Sie antwortete nicht.

Sie hatte, während der Criminalrath zu ihr sprach, ihn nur mit halbem Blick, nur von der Seite ansehen können. Ihre Augen waren halb nach dem Kinde im Bettchen gerichtet gewesen.

Das Kind bewegte sich.

Ihre Augen waren nur noch nach diesem gerichtet, angstvoll; sie sah nichts Anderes mehr.

„Antworten Sie mir!“ sagte der Criminalrath.

Da wandte sie sich wieder zu dem Criminalrath.

„O, lieber Herr, mein Kind schläft; es ist krank. Sprechen Sie leiser, daß es nicht aufwacht.“

Sie sprach selbst so leise, so ängstlich und so bittend.

Es sei dem Inquirenten ganz sonderbar zu Muthe geworden, hatte der gewissenhafte Mann in den Acten verzeichnet. Aber wiederholt habe er aus der Angst und der Bitte der Mutter entnehmen zu müssen geglaubt, daß diese Frau nicht die Mörderin sein könne. Es habe sogar der Gedanke in ihm aufsteigen wollen, daß auch ihr Mann unschuldig sei. Ihr Erschrecken konnte einen andern Grund haben. Ihr Vater war seit zwei, vielleicht drei Tagen fort. Sie hatte nichts von ihm gehört, aber sie wußte wahrscheinlich, oder hatte geahnt, daß er auf Holzdiebstahl ausgegangen sei. Sie konnte vermuthen, daß er ertappt, arretirt sei; darum waren jetzt die fremden Herren mit dem Schulzen da. Vielleicht war auch ihr Mann ausgegangen, um sich nach dem Vermißten zu erkundigen, und er hatte darum nicht vorhersagen können, wann er zurückkommen werde.

Aber sollte sie denn, gerade sie, noch nichts von dem Morde gehört haben, der mindestens schon seit fünf bis sechs Stunden im Dorfe bekannt war? Er mußte es zunächst ermitteln.

Er hatte nach dem Kinde gesehen.

Es lag krank da. Sein Gesichtchen war blaß, sein Athem kurz, heiß. Es schlief unruhig; man sah die Augen sich unter den geschlossenen Lidern

hin und her bewegen; hin und her drehte sich das Köpfchen.

Er sprach leise zu der Frau.

„Haben Sie heute das Haus verlassen?"

„Nein, ich bin nicht vom Kinde gekommen."

„War Jemand bei Ihnen?"

„Kein Mensch."

„Sie haben den ganzen Tag Niemand gesprochen?"

„Nur meinen Mann."

„Um welche Zeit ging Ihr Mann fort?"

„Bald nach 7 Uhr."

Erst nach 8 Uhr war der Leichnam des Ermordeten gefunden; gegen 10 Uhr war die Nachricht von dem Auffinden einer Leiche in das Dorf gekommen. Sprach die Frau wahr, so konnte sie von diesem Auffinden noch nichts erfahren haben. Es war auch darum wahrscheinlich, weil auch erst später der Leichnam erkannt worden war.

„Wo ist Ihr Vater?" fragte der Inquirent weiter.

Sie schrak doch wieder zusammen.

„Ich weiß es nicht."

Sie sprach es wieder leise, kaum hörbar.

Es konnte freilich auch um des schlafenden kranken Kindes willen sein.

„So weiß ich es," fuhr der Inquirent fort. „Er ist todt."

Sie sagte nichts. Sie schwankte. Sie fuhr mit den Händen nach dem erdfahl gewordenen Gesicht. Sie wollte es bedecken. Die Hände zitterten, flogen ihr. Sie vermochte nicht, sie zu heben. Die Arme sanken ihr nieder.

Und sie hatte kein Wort bei der Nachricht vom Tode ihres Vaters.

Das war nicht der Schreck über die Nachricht, das war das Erschrecken über die Entdeckung des Verbrechens, das war das Gewissen, das Bewußtsein der Schuld.

Aber es konnte freilich die Angst über die Entdeckung der Schuld ihres Mannes sein.

So faßte der Inquirent es auf nach seiner Verzeichnung in den Acten.

Er fuhr in seinen Fragen fort.

„Ihr Vater wohnte bei Ihnen?"

Sie konnte wieder antworten.

„Ja."

„Gestern haben Sie ihn zuletzt gesehen?"

„Ich glaube, es sind drei Tage."

„Sagen Sie es genau. Wir haben heute Mittwoch. An welchem Tage sahen Sie ihn zuletzt?"

„Es war am Sonntag."

„Zu welcher Tageszeit?"

„Am Abend."

„Wo war er?"

Die Frau antwortete nicht. Sie schien sich besinnen zu müssen oder besinnen zu wollen. Aber sie zitterte wieder heftig.

„Nun?" fragte der Inquirent.

„Was fragen Sie mich?" erwiderte sie.

Sie war mit ihren Gedanken anderswo gewesen. Bei dem Morde im Walde? Bei ihrem eigenen, oder bei dem Verbrechen ihres Mannes?

„Ich frage Sie," wiederholte der Inquirent, „wo Sie Ihren Vater zuletzt gesehen hätten?"

„Hier im Hause," antwortete sie. Aber sie sprach die Worte wieder mit jener leisen Stimme, die vor innerer Angst nicht laut werden kann.

„Und wohin ging Ihr Vater damals?" fragte der Inquirent weiter.

„Er ging aus dem Hause."

„Allein?"

„Allein."

„Sagte er nicht, wohin?"

„Nein."

„Sie wußten es auch nicht?"

„Nein," sagte sie zögernd.

„Trug er etwas bei sich, als er ging?"

„Nein — aber ich weiß es nicht.“

Sie setzte die letzten Worte schnell den ersten entgegen. Aber nicht ungewiß, sondern ärgerlich — als wenn sie etwas behauptet habe, dessen Unwahrheit ihr leicht könne nachgewiesen werden.

„Besinnen Sie sich,“ sagte der Inquirent.

„Ich kann mich nicht besinnen; ich kann nicht nein, nicht ja sagen.“

Der Inquirent verfolgte vorläufig den Umstand nicht weiter.

„Sie haben also,“ fragte er dagegen, „seit Sonntag Ihren Vater nicht mehr gesehen?“

„Nein.“

„Sie hatten auch seitdem nichts von ihm vernommen?“

„Nein.“

„Aengstigten Sie sich nicht wegen seiner?“

Er blieb oft mehrere Tage aus.

„Und wo war er dann gewesen?“

Die Frau antwortete wieder nicht. Sie hatte eine Antwort; man sah es ihr an. Aber sie war nicht mit sich einig, ob sie sie geben sollte.

„Und wo war er dann gewesen?“ fragte der Inquirent noch einmal. „Sie müssen es wissen, und Sie wissen es.“

„Er ging auf Holzstehlen aus,“ antwortete sie.

„Und dann kam er manchmal in drei Tagen und Nächten nicht zurück?"

Die Frau zögerte wieder mit der Antwort. Aber sie antwortete ohne Wiederholung der Frage. Sie hatte wieder Muth gewonnen.

„Er ging nicht allein. Er hatte Kameraden, mit denen er ging. Und —"

Sie hatte mehr Muth bekommen. Sie wurde freier in ihren Antworten.

„Und," fuhr sie von selbst fort, „er nahm das Holz nicht für uns. Er hat uns niemals etwas in's Haus gebracht. Er lebte in Feindschaft gegen uns. Er haßte uns. Da ging er mit andern Leuten und verleumdete uns bei ihnen und sagte, wir gäben ihm nicht satt zu essen und trinken, und da wollte er für sie stehlen, wenn sie ihm etwas dafür gäben. Und so trieb er sich oft Tage lang mit schlechtem Gesindel herum, und stahl für sie und mit ihnen, und das Geld vertranken sie in Schnaps."

Sie war aufgeregt geworden, während sie so sprach. Durch das kranke, bleiche Gesicht zog eine fieberhafte Röthe.

„Mit welchen Menschen verkehrte er so?" fragte der Inquirent.

„Mit bekannten Holzdieben im Dorfe."

„Ihre Namen?“.

„Martin Honecke heißt der Eine, und Christian Sebald der Andere.“

„Aber am Sonntag Abend war ihr Vater allein gegangen?“

„Wir haben wenigstens Niemanden bei ihm gesehen.“

„Sahen Sie ihn, als er das Haus verließ?“

„Nein. Es war schon dunkel; wir hörten ihn nur.“

„Hatte er Ihnen gesagt, wohin er ginge?“

„Nein.“

„Hatten Sie eine Vermuthung darüber?“

„Es ist möglich; ich erinnere mich nicht.“

„Wo waren Sie damals?“

„Hier in der Stube, bei meinem kranken Kinde.“

„Es war schon krank?“

„Schon seit mehreren Tagen.“

„Wo war Ihr Mann?“

„Er war zu Hause.“

„Blieb er zu Hause?“

„Ja.“

„Den ganzen Abend?“

„Den ganzen Abend.“

„Auch Sie?“

„Auch ich. Wie hätte ich mein krankes Kind verlassen sollen?"

Das Kind war unruhiger geworden. Es erwachte. Es erwachte aus heißem Fieber, mit trockener Zunge, wirren Augen. Es sah die fremden Männer im Zimmer nicht. Es suchte nur die Mutter.

Die Frau hatte sich schon zu ihm niedergebeugt. Sie war nur wieder für das kranke Kind da.

„Mutter, Mutter!" baten die trocknen Lippen des Kindes.

Die Frau sprang auf. Auf einem Tische an der Seite stand ein Wasserkrug; eine Tasse daneben. Sie goß Wasser in die Tasse. Sie gab dem Kinde zu trinken. Sie sprach kein Wort dabei. Aber ihre Hände zitterten noch immer. Wie schwer mochte ihr das Herz sein!

Der Criminalrath war zurückgetreten wie vor einer Heiligen. Und giebt es Heiligeres, als die helfende Liebe der Mutter zu dem kranken Kinde?

Der Criminalrath nahm den Schulzen auf die Seite.

„Kennen Sie die beiden Menschen, von denen die Frau sprach?"

„Es sind bekannte Holzdiebe, auch sonst übelberüchtigte Subjecte."

„Und der Ermordete verkehrte mit ihnen?“

„Ich erinnere mich in der That, davon gehört zu haben.“

Der Umstand mußte weiter verfolgt werden. Die beiden Menschen waren übelberüchtigt. Der Verstorbene hatte, wie der Schulze schon draußen im Walde bemerkt, mit aller Welt in Streit gelebt. Wie leicht hatte er auch mit ihnen beim Stehlen in Streit gerathen können! Sie hatten ihn dabei erschlagen. Auch das hatte der Schulze schon im Walde gesagt, daß er an einen Tod durch die eigenen Kinder nicht glaube. Der Inquirent sandte den Schulzen und einen seiner Beamten fort, die beiden Holzdiebe schleunig aufzusuchen und getrennt herzuführen.

Er wollte dann mit dem Verhör der Frau fortfahren. Sie hatte unterdeß dem Kinde zu trinken gegeben. Es lag wieder in seinem unruhigen Schlummer. Sie saß wieder auf dem Schemel vor dem Bettchen, wie im stillen Hinbrüten, die Augen unverwandt auf das kranke Kind, auf seine heißen Lippen, auf seinen unruhigen Schlummer gerichtet. Er mußte sie stören. Es that ihm weh genug.

In dem Augenblicke trat ein Gerichtsdiener mit einer Meldung ein.

Der Criminalrath hatte dafür gesorgt, daß der Schwiegersohn des Ermordeten, wenn er zurückkehrte, nicht in das Haus eingelassen werde, damit er nicht mit seiner Frau zusammentreffe.

„Der Mann ist da," meldete der Gerichtsdiener.

Er hatte es laut gesagt.

Die Frau fuhr plötzlich aus ihrem stillen Hinbrüten auf. Sie wollte etwas sagen; sie hatte keinen Muth dazu.

Der Inquirent hatte sich schnell besonnen. Er stand einstweilen von der weiteren Vernehmung der Frau ab. Er wußte von ihr vorläufig genug. Ein Verhör des Mannes erschien ihm wichtiger. Mitleid mit der armen Frau und dem kranken Kinde mochte hinzutreten.

„Ich komme," sagte er zu dem Gerichtsdiener.

Der Diener entfernte sich.

Der Inquirent wollte ihm mit dem Actuar folgen.

Die Frau mußte doch aussprechen, was sie auf dem Herzen hatte.

„Ist mein Mann gekommen?" fragte sie den Criminalrath.

„Ja."

Er antwortete ihr ohne Zögern. Er wollte sehen, welchen Eindruck die Nachricht auf sie mache.

„Und was wollen Sie mit ihm?" fragte sie.

„Haben Sie eine Vermuthung darüber?" fragte er zurück.

„Nein."

Sie hatte einen Augenblick nachgedacht.

Dann setzte sie sich wieder zu dem Kinde und sah wieder unverwandt auf dieses. Sie war ruhig geblieben.

Der Inquirent verließ mit seinem Gerichtsschreiber das Zimmer.

Sie ist nicht die Mörderin! Wenn auch nicht mit der festen Ueberzeugung, doch mit der Meinung schied er von ihr.

Vorsichtig ließ er dennoch einen Gerichtsdiener bei ihr im Hause zurück, der auf jede ihrer Bewegungen zu achten hatte.

Er selbst begab sich mit dem Actuar zu dem Kruge des Dorfes.

Dorthin ließ er den Mann der Frau bringen.

In dem eigenen Hause der Eheleute konnte er ihn nicht vernehmen. Es war nur die eine bewohnbare Stube darin; in dieser war die Frau mit dem kranken Kinde.

Georg Baumer war ein hübscher, kräftiger

starker Mann in dem Anfange der dreißiger Jahre. Er hatte etwas Leidendes in seinen Gesichtszügen, aber auch etwas Ruhiges, Bestimmtes. Entschlossenheit zeigte sich auch in seinem Benehmen, in seinen Bewegungen.

Er trat dem Inquirenten entgegen wie ein Mensch, der verwundert ist über eine sonderbare Behandlung, die er erfahren hat, der aber mit Ruhe einer Aufklärung darüber entgegensieht.

Der Inquirent betrachtete ihn scharf, ehe er mit ihm sprach.

Georg Baumer ertrug ohne alle Verlegenheit die schweigenden, forschenden Blicke.

„Sie haben mich nicht in mein Haus gehen lassen, Herr Criminalrath?“ sagte er.

Er sagte es ohne Trotz, ohne Vorwurf, ohne Geräusch, nur um Auskunft zu erhalten.

„Ich hatte vorher hier mit Ihnen zu sprechen,“ erwiderte ihm der Inquirent.

Georg Baumer schwieg, als erwarte er, was der Inquirent mit ihm zu sprechen habe.

Der Inquirent sprach zu ihm. Er schlug mit ihm einen andern Gang des Verhörs ein. Dem ruhigen, entschiedenen Manne gegenüber mußte er sofort zur Sache kommen.

„Wissen Sie, was mit Ihrem Schwiegervater geschehen ist?"

„Ich habe es gehört. Man hat ihn im Walde todt gefunden."

Der Mann war vollkommen ruhig geblieben.

„Von wem haben Sie es gehört?" fragte der Inquirent.

„Ich war in der Stadt. Dort erzählten es die Leute."

„Zu welchem Zwecke waren Sie in der Stadt?"

„Um Korn zu verkaufen."

„Und Sie sind trotz jener Nachricht erst gegen Abend nach Hause zurückgekehrt?"

„Ich erfuhr die Nachricht erst am späten Nachmittage. Da machte ich mich gleich nach Hause."

„Wie lautete die Nachricht?"

„Der alte Lehmann aus Berghausen sei todt im Stadtwalde gefunden; er sollte erschlagen sein. Das Criminalgericht sei sogleich hinausgefahren."

„Sprach man Näheres über das Erschlagen?"

„Nein."

„Auch nicht, von wem es geschehen sei?"

„Man wußte eben nichts darüber."

„Haben Sie auch sonst nichts darüber erfahren?"

„Ich habe mit keinem Menschen weiter darüber gesprochen."

„Was denken Sie sich über den Tod des Mannes?“

„Ich weiß nicht mehr, als die Leute wußten.“

„Wann haben Sie Ihren Schwiegervater zum letzten Male gesehen?“

„Am Sonntag Abend. Er ging aus dem Hause. Wohin, hatte er Niemanden gesagt. Es war seine Art so. Wir achteten daher auch nicht darauf. Auch nicht, als er am Montag und Dienstag nicht wieder kam. Er blieb oft die halbe Woche aus.“

„Wo war er denn gewesen?“

„Muß ich es sagen, Herr Criminalrath?“

„Gewiß.“

„Er ging zum Holzstehlen. Aber nicht für uns. Er verkehrte mit schlechten Menschen im Dorfe.“

„Nahm er zum Holzstehlen Geräthschaften mit?“

„Einen alten Strick.“

„Weiter nichts?“

„Auch wohl ein kleines Handbeil.“

„Nicht auch ein Messer?“

Georg Baumer verfärbte sich leicht. Er konnte nicht sogleich antworten. Er war bisher so unbefangen gewesen, hatte so frei und offen geantwortet.

„Ja, ja, er hatte auch ein Messer,“ antwortete er; aber er sprach gedrückt.

„Was hatte er am Sonntag mitgenommen?“

„Ich weiß es nicht. Ich hatte noch nicht darnach gesehen.“

„Sie lebten mit dem Verstorbenen in Streit?“

„Er mit uns, Herr Criminalrath.“

„Wo sind Sie am Sonntag Abend gewesen?“

„Zu Hause, bei meiner Frau.“

„Und in der Nacht?“

„Ebenfalls. Wir waren bei unserm kranken Kinde.“

Der Dorfschulze trat in das Zimmer.

Er nahm den Inquirenten auf die Seite und sprach heimlich mit ihm.

Fast durch nichts verräth sich das Schuldbewußtsein eines leugnenden Verbrechers mehr, als wenn während des Verhörs mit ihm unerwartet Jemand in das Zimmer tritt, dem Inquirenten etwas überreicht, gar heimlich und geheimnißvoll mit ihm spricht. Der Verbrecher sieht nur einen plötzlich gegen ihn aufgetauchten Beweis; er muß in den Mienen, in jeder Bewegung Jener lesen, ob dem so ist.

Der Criminalrath war ein eifriger, gewandter, erfahrener Inquirent. Wir haben es schon gesehen.

Er sah schnell nach Georg Baumer hin.

Er begegnete zwei Augen, die glühend ihn zu durchbohren suchten.

Hatte er den Mörder vor sich?

Der Verdacht stieg mächtig in ihm auf. Darum die Angst der Frau; sie galt dem Manne.

Der Criminalrath hatte aber auch auf einmal den festen Plan, den er von nun an verfolgen mußte.

Der ruhige, feste, entschlossene Mann war durch die Frau zu überführen.

Durch die arme leidende Frau, die schon so viel Angst und Sorge für ihr krankes Kind hatte? Die selbst so krank und elend war, die nicht Tage, vielleicht kein Jahr mehr zu leben hatte? Die, wenn das Kind genas, es dann verlassen mußte? Auch der Vater sollte dem kleinen hülflosen Wesen genommen werden? Sie selbst, die Mutter, sollte dem Kinde den Vater rauben? Die Gattin sollte den Gatten auf das Schaffot bringen?

Der seiner Pflicht getreue Criminalrichter darf solche Rücksichten nicht nehmen. Der eifrige Inquirent kennt sie nicht.

Aber konnte nicht auch noch immer die Frau selbst die Verbrecherin, wenigstens die Mitverbrecherin sein?

Georg Baumer stand sofort wieder ruhig und klar, als der Blick des Criminalraths ihn traf.

Es war ein Zeichen mehr gegen ihn.

Der Inquirent befahl einem Gerichtsdiener, Baumer abzuführen.

„Kann ich frei nach Hause, zu meiner Frau gehen?“ fragte Baumer.

Es lag zum ersten Male etwas Trotz in seiner Stimme.

Dem Inquirenten schien es ein neues Indicium zu sein.

„Nein!“ sagte er kurz.

Der Gefangene — das war er nun — wollte etwas sagen, besann sich, und ließ sich ruhig abführen.

Der Schulze hatte dem Criminalrath gemeldet, daß die zwei übelberüchtigten Holzdiebe angetroffen seien, aber auch durch zuverlässige Personen glaubhaft gemacht hätten, daß sie seit Sonntag keine Nacht aus dem Hause gewesen seien. Bei Tage sei der Mord in dem ziemlich belebten Stadtforst wohl schwerlich verübt. Der Regent des Dorfes hatte auf seine eigne Hand den Inquirenten gespielt.

Er hatte indeß die Holzdiebe und die Zeugen mit zur Stelle gebracht.

Der vorsichtige Inquirent verhörte sie Alle. Er gewann dieselbe Ueberzeugung wie der Schulze. Er ermittelte außerdem einen sehr erheblichen Umstand.

Der eine der beiden Holzdiebe, Martin Honneke, bekundete, daß der verstorbene Lehmann am Sonntag Nachmittage bei ihm gewesen und höhnisch und prahlerisch gesagt habe, er werde am Abend in den Wald zum Holzstehlen gehen, aber diesmal nicht mit ihnen, dem Honneke und dem Sebald, aber auch nicht allein; seine Tochter werde mit ihm gehen. Ihr Mann, der Baumer, thue immer so groß und vornehm und tugendhaft gegen ihn. Dafür müsse der Bursche einmal etwas haben, und er könne ihn nicht empfindlicher kränken, als wenn seine Frau mit stehlen müsse, und die habe es auch an ihm verdient, sie halte ihm, ihrem alten Vater, tagtäglich Predigten, dafür müsse sie einmal ihre Strafe haben. Mann und Frau hätten zwar arg lamentirt, aber er habe kurz und rund angedroht, er werde ihnen den rothen Hahn auf das Dach setzen, wenn die Frau nicht mit ihm gehe. Da hätten sie denn nachgeben müssen. Eigentlich hätte er sie alle Beide mitnehmen sollen, aber das Kind sei krank, und Eines müsse bei dem zu Hause bleiben. Es sei auch besser so, denn

wenn sie Beide mit ihm allein draußen im Wald wären, so könne man nicht wissen, was sie in ihrer Bosheit mit ihm anfingen; vor der Frau allein fürchtete er sich nicht.

Hatte der Inquirent so auf einmal den Schlüssel des Verbrechens? Auch den psychologischen? Und war also doch die Tochter die Mörderin? Die schwache, kranke Frau? Es war nicht unmöglich! Der Ermordete war plötzlich von hinten überfallen und durch den ersten Schlag betäubt niedergestreckt, und die Verzweiflung verleiht den Schwachen Kräfte.

Ausgeschlossen blieb aber immer noch nicht, daß der Mann, der Schwiegersohn, der Mörder war.

Vor allen Dingen mußten weitere Indicien aufgesucht werden nach beiden, nach allen Seiten hin. Und dies mußte sofort geschehen.

Der Inquirent ließ den Gefangenen Georg Baumer unter sicherer Bewachung im Kruge. Dann begab er sich mit dem erforderlichen Beamtenpersonal zu dem Baumer'schen Hause zurück.

Es war später Abend geworden.

Das Haus der Verbrecher lag still und dunkel da.

Die Eheleute Baumer waren dem Inquirenten die Verbrecher, entweder Beide, oder sicher

Eines von ihnen. Welches? das mußte freilich noch ermittelt werden.

Die Beamten traten in die Wohnstube des Hauses.

Eine trübe Lampe brannte darin, die Frau hatte sie unterdeß angezündet, und zeigte das Zimmer, wie der Inquirent es vor wenigen Stunden verlassen hatte.

Das kranke Kind lag noch immer in seinem Bettchen. Es schlummerte unruhig in seiner Fieberhitze.

Die Mutter saß noch auf ihrem Schemel vor dem Bettchen, die Augen unverwandt auf das kranke Kind gerichtet.

Auf dem Tische zur Seite lag ein Brot. Ein Messer lag daneben. Aber das Brot war nicht angeschnitten. Dir arme Frau hatte wohl Hunger verspürt. Aber als sie ihn hatte befriedigen wollen, war er vor all' ihrem Kummer und all' ihrer Sorge ihr vergangen.

Sie sah sich um, als die Beamten in die Stube traten. Sie hatte sie wahrscheinlich nicht ankommen hören.

Sie sah sie mit einer gewissen Resignation eintreten. Oder war sie abgestumpft geworden?

Der Gerichtsdiener, den der Inquirent im

Hause zurückgelassen, hatte ihm berichtet, daß Niemand dagewesen sei, daß auch die Frau nur einmal die Stube verlassen habe; sie sei in die Küche gegangen und habe da Brod und Messer geholt.

Der Inquirent fing sein Verhör mit ihr wieder an. Er hielt es für zweckmäßig, sie mit einiger Förmlichkeit damit vorzubereiten.

„Frau Baumer, ich habe mit Ihnen zu verhandeln."

Sie sah von dem Kinde auf, zu ihm hin. Sie sagte nichts. Sie sah ihn fragend an.

„Es wird lange dauern," fuhr er fort. „Haben Sie Niemanden, der unterdeß Ihre Stelle bei dem Kinde vertreten kann?"

„Ich bin allein im Hause," sagte sie.

Sie sagte es ruhig. Aber auf einmal sah sie den Inquirenten ängstlich an.

„Muß ich denn von meinem Kinde fort?"

„Nein," sagte der Inquirent nach kurzem Nachsinnen.

Er hatte später zum Protokoll verzeichnet, er habe sie durch das Nein beruhigen wollen, um nachher durch die Mittheilung, daß er sie von dem Kinde trennen müsse, desto energischer auf sie einzuwirken.

Er war ein eifriger Inquirent.

Die Frau wurde wieder ruhig.

Der Inquirent begann das Verhör.

„Sie wissen, daß Ihr Vater todt ist?“

„Sie haben es mir selbst gesagt.“

„Kennen Sie auch die Art seines Todes?“

„Nein.“

„Er ist ermordet.“

„Ja, ja.“

„Sie bleiben so ruhig bei der Nachricht?“

„Ich hatte es mir wohl gedacht, als Sie mich vorhin nach ihm fragten. Und ich hatte schon lange gefürchtet, daß es solch ein Ende mit ihm nehmen werde. Er konnte sich mit Niemandem vertragen, und er ging immer mit den schlechten Menschen.“

„Sie glauben also, daß er von diesen Menschen ermordet sei?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber sie denken es sich?“

„Ich klage Niemanden an, wenn ich nicht Beweise gegen ihn habe. Ich weiß nur, daß mein Vater mit vielen schlechten Menschen in Streit lebte.“

„Er hat auch mit Ihnen und Ihrem Manne in Streit gelebt.“

„Ja, er konnte sich selbst mit uns nicht vertragen.“

Die Frau sprach Alles ruhig, klar, bestimmt, ohne sich vorher besinnen zu müssen. Sie war in großer Fassung, in fester Selbstbeherrschung. War das nicht das Bewußtsein ihrer und zugleich ihres Mannes Unschuld, so mußte sie sich auf Alles vorbereitet haben, mit einem festen Willen, zu dessen Durchführung die schwache, kranke Frau auch mit einer kaum geahnten Kraft sich gewaffnet hatte. Konnte, eben in dieser kranken, schwachen Frau, diese Kraft lange vorhalten? Die Liebe zum Leben, zu dem Gatten ist wohl stark und mächtig, die heiligste Liebe der Welt, die Mutterliebe, sie ist es noch mehr — der eifrige Inquirent verzagte nicht.

„Ihr Mann ist mein Gefangener,“ sagte er zu ihr.

Sie wurde doch wieder unruhig; aber nur für einen Augenblick.

„Haben Sie ihn schon zur Stadt bringen lassen?“ fragte sie.

Der Criminalrath wollte nicht lügen.

„Nein,“ sagte er.

„Dann möchte ich Sie bitten, ihn sprechen zu dürfen.“

„Wozu?"

„Herr Criminalrath, — sie hatte den Titel des Inquirenten von den Beamten gehört — mein Mann ist unschuldig. Sie können ihn daher nur arretirt haben, weil mein Vater ihm Feind war. Da kann er lange in Ihren Gefängnissen sitzen, und ich möchte mit ihm sprechen, wie es unterdeß mit unserm Hauswesen werden soll."

Die Frau sprach so sehr ruhig; sie hatte, wenn ihr Mann unschuldig war, so sehr Recht. War wirklich ihre Ruhe keine gemachte?

Sie solle ihn noch sehen, versprach ihr der Inquirent.

Er hatte angefangen, besorgt zu werden. Er mußte sich vorab andere Beweismittel verschaffen.

„Ihr Vater ging auf Holzdiebstahl aus?" fragte er.

„Ja."

„Was für Sachen nahm er dazu mit?"

„Einen Strick und ein Handbeil."

„Führte er nicht auch ein Messer bei sich?"

„Es mag wohl sein. Er trug es fast immer bei sich."

Die Frau sprach es zögernd; sie verfärbte sich dabei, wie es bei der Frage nach dem Messer ihr Mann gethan hatte.

„Hatte Ihr Vater eine besondere Stube im Hause?“ fuhr der Inquirent fort.

„Ja, seine Schlafstube. Sie ist drüben, an der andern Seite der Küche.“

„Ich möchte Nachsuchung darin halten. Begleiten Sie mich.“

„Muß ich?“ fragte sie wieder, indem sie nach dem Kinde sah.

„Nothwendig ist es nicht.“

Er begab sich mit den Gerichtsbeamten in die Schlafstube des Verstorbenen. Sie durchsuchten sie genau. Sie fanden zwar wohl eine Axt darin, aber ein Messer war nicht zu entdecken. Um so mehr kam es auf das Messer an.

Der Criminalrath suchte darnach weiter im Hause. Er fand es. Er fand mehr, als er erwartet hatte.

In der Küche, neben dem Heerde, lag ein Aschenhaufen. Auch er wurde untersucht. Unter der Asche kam ein großes, starkes Messer zum Vorschein. Es hatte einen hölzernen Griff, und an dem Griff war frisch geschabt.

Blutflecken waren abgeschabt! Das war der erste Gedanke des Beamten. Es bestätigte sich. An einer nicht geschabten Stelle fanden sich noch deutlich zwei kleine Pünktchen hingespritzten Blutes.

Das Messer war offenbar in die Asche gelegt, theils um es zu verbergen, theils um desto schneller die Spuren des frischen Abschabens zu verwischen.

Warum es von der Mordstelle mitgenommen war? Das war eine jener räthselhaften psychologischen Erscheinungen, die man oft gerade bei den schwersten Verbrechen findet: der Verbrecher wollte sich recht sichern, da wird er erst recht zum Verräther gegen sich.

Das Auge Gottes wacht im Verborgensten. Der Wille Gottes lenkt im Verborgensten.

Der Criminalrath war wieder sicher. Aber er änderte jetzt seinen Plan; vielmehr, er schob ihn unter einer kleinen Modification auf — wenn es dann noch nöthig sein werde, auf ihn zurückzukommen. Es lag auch Mitleid mit der armen Frau dabei zum Grunde. Es muß anerkannt werden.

Er ließ durch einen Gerichtsdiener den Gefangenen aus dem Kruge fortholen.

Der Diener hatte den gemessenen Befehl, mit dem Gefangenen kein einziges Wort zu wechseln, auf keine Frage ihm eine Antwort zu geben.

Andererseits setzte der Inquirent die Frau nicht davon in Kenntniß, daß ihr Mann kommen werde.

So erwartete er den Gefangenen in der Küche. Er hatte diese hinreichend erhellen lassen.

Georg Baumer wurde durch den Gerichtsdiener in die Küche geführt.

Sein erster Blick traf auf die Beamten, die seiner warteten. Hastig flogen seine Augen weiter nach dem Heerde, nach dem Aschenhaufen neben dem Heerde.

Er sah die Asche aufgewühlt.

Er erblaßte. Er warf einen unsichern Blick auf den Criminalrath. Er wollte wieder nach dem Aschenhaufen sehen; er hatte nicht den Muth dazu. Nach dem Inquirenten mußte er wieder sehen; aber er traf in dessen forschende Augen; er senkte die seinigen; er stand verwirrt, rathlos.

„Kennen Sie dieses Messer?“ fragte ihn der Inquirent.

Er zeigte ihm plötzlich das aufgefundene Messer vor.

Der Gefangene suchte sich zusammenzunehmen.

„Nein!“ sagte er.

Er konnte mit fester Stimme sprechen. Aber die Besinnung hatte er noch nicht klar wiederzugewinnen vermocht. Wie er das Wort ausgesprochen hatte, befiel ihn eine ungeheure Angst, der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er hatte ge-

logen; er erkannte, daß er jeden Augenblick seiner Lüge überführt werden konnte; er erkannte die vernichtenden Folgen gerade dieser Lüge. Er ging mit sich zu Rathe, ob er sie zurücknehmen solle oder nicht.

Der Inquirent ließ ihm keine Zeit. Er warf mitten in die Verwirrung des Mannes die Aufforderung:

„Besehen Sie sich das Messer. Es sind noch Blutflecken daran."

Er hielt es ihm hin, daß er es nehmen und sich besehen solle.

Der Gefangene sah scheu hin, aber er nahm es nicht.

„Nehmen Sie," befahl der Inquirent.

Der Gefangene streckte die Hand aus. Sie zitterte heftig.

„Warum zittern Sie?" fragte der Inquirent.

„Ich?" war die Antwort.

Angst und Verwirrung drohten über ihm zusammenzuschlagen.

Er nahm das Messer. Er mußte die Hand krampfhaft zusammenpressen, um es halten zu können.

„Besehen Sie es," befahl ihm der Inquirent.

Er warf einen stieren, bewußtlosen Blick auf das Messer.

„Sehen Sie das Blut?"

„Ich sehe nichts."

Er hatte Recht darin. Er sah gar nichts mehr. Es war ihm dunkel vor den Augen.

Der Inquirent nahm das Messer zurück.

„Sie kennen das Messer nicht?" fragte er noch einmal.

Der Gefangene schien aus seiner Betäubung zu erwachen.

„Herr Criminalrath —" sagte er; aber er konnte nicht weiter sprechen.

„Nun?" fragte der Inquirent.

„Ich kenne das Messer. Ich war vorhin ganz verwirrt. Ich wußte nicht, was ich sprach."

„Und wem gehört das Messer?"

„Es gehörte meinem Schwiegervater."

„Wozu gebrauchte er es?"

„Zu Allerlei. Er pflegte es immer bei sich zu tragen."

„Und wie wäre es in den Aschenhaufen gekommen?"

„Ich weiß es nicht. Er mag es selbst darin verborgen haben."

„Zu welchem Zwecke konnte das geschehen sein?"

„Ich kann es nicht sagen.“

„Und was bedeuten die Blutflecken? und warum wäre es frisch gereinigt?“

„Ich kann Ihnen über das Alles nichts sagen.“

„Wie konnte der Anblick des Messers Sie vorhin verwirren?“

„Ich weiß nicht, was auf einmal über mich kam.“

Er hatte seine volle Besonnenheit und Sicherheit wiedergewonnen.

Der Inquirent sah, daß in diesem Augenblick ein weiteres Verhör mit ihm zu keinem Erfolge führen könne.

„Sie sehen ein, sagte er zu ihm, daß Ihre Lüge, ja selbst die Verwirrung, der Sie sie zuschreiben wollen, Sie verdächtig machen müssen.“

„Es ist ein Herzeleid für mich.“

„Sie müssen deßhalb mein Gefangener bleiben.“

„Ich muß mit zur Stadt?“

„Ja.“

Den Gefangenen schien ein Schauder zu erfassen.

„Herr Criminalrath, da in der Stube liegt mein krankes Kind. Es ist schwer krank. Es kann heute oder morgen sterben. Meine Frau ist allein bei ihm. Sie ist selbst die kranke, schwache Frau. Sollte ich sie allein lassen müssen?“

„Ich muß nach den Gesetzen und nach meiner Pflicht handeln," sagte der Inquirent.

Der Gefangene seufzte schwer auf. Aber er richtete sich empor. Er warf einen vertrauensvollen Blick zum Himmel. Der Inquirent stutzte. Er hatte wirklich einen vertrauensvollen bittenden Blick des Mannes zum Himmel gesehen. Konnte so ein Mörder, ein Verwandtenmörder zum Himmel aufschauen? mußte der Inquirent sich fragen. War der Mann doch nicht der Mörder?

Er mußte um so mehr auf seinen früheren, nur aufgeschobenen Plan zurückkommen.

Er ließ den Gefangenen unter Aufsicht in der Küche. Mit dem Gerichtsschreiber kehrte er in die Stube zurück, um mit der armen, kranken Frau, der Mutter, an der Seite des sterbenden Kindes, das schwere traurige Werk zu beginnen, das für den Inquirenten kein schweres und trauriges Werk war.

Die Frau saß nicht mehr an der Seite des kranken Kindes. Sie hatte es jetzt auf dem Schooße.

Dem Inquirenten war es unangenehm.

„Ich habe Sie noch über Manches zu befragen," sagte er zu der Frau. „Können Sie das Kind nicht in sein Bettchen zurücklegen?"

„Es war ihm so heiß darin," sagte die Frau

bittend. „Da nahm ich es heraus. Auf meinem Schooße ist ihm wohler. Es ist, als wenn das Fieber weniger heftig wäre."

Hart war der Inquirent nicht. Er sah und fühlte nur Manches in seinem Eifer nicht.

„Behalten Sie es," sagte er.

Und dann inquirirte er.

„Kennen Sie dieses Messer?"

Er zeigte ihr das aufgefundene Messer vor.

Sie stutzte, aber sie konnte ohne Verwirrung erwidern:

„Ja, es gehörte meinem Vater."

„Wo pflegte er es zu verwahren?"

„Er trug es gewöhnlich bei sich. Er gebrauchte es auch beim Holzstehlen."

„Ich habe es dort in der Küche gefunden."

„So?"

„In dem Aschenhaufen beim Herde."

„Es mag wohl sein."

„Wie kann es dahin gekommen sein?"

„Ich weiß es nicht."

„Es sind auch Blutflecken darauf. Es ist frisch gereinigt."

„Ja."

Die Frau sagte es ruhig. Sie war überhaupt ruhig. Sie hatte sich mit einer fast wunderbaren

Klarheit und Sicherheit bewaffnet. Sie sah das Messer und das Blut ohne Bewegung an. Uebergeben konnte der Inquirent ihr das Messer nicht; sie hielt mit ihren beiden Händen ihr Kind.

Er mußte in anderer, directer Weise stärker auf sie einwirken.

„Glauben Sie wirklich, daß jene schlechten Menschen, von denen Sie sprachen, die Mörder Ihres Vaters sind?"

„Wie kann ich das wissen, Herr Criminalrath?"

„Könnten Sie bei dem Mord an andere Leute denken?"

„Auch das nicht."

„Auch nicht an ihren eigenen Mann?"

„An meinen Mann?"

Sie schien doch wieder ein wenig zu zittern.

„Er verrieth sich durch dieses Messer," sagte der Inquirent.

„Wie wäre das möglich?"

„Er verfärbte sich, als er die Asche in der Küche aufgeworfen sah. Er gerieth in die heftigste Verwirrung, als ich ihm dann auf einmal das Messer vorzeigte. Er konnte es nicht ansehen. Die Hände flogen ihm, als er es anfassen mußte. Aus dem Allen geht hervor, daß er, er selbst,

das Messer in der Asche verborgen, daß er es vorher vom Blut gereinigt hatte."

„Ich weiß es nicht — nein, nein!"

„Es geht noch mehr daraus hervor," fuhr der Inquirent fort. „Ihr verstorbener Vater wird das Messer zur Zeit seiner Ermordung bei sich geführt haben. Es sitzt noch Blut daran. In der Nähe der Leiche wurde frisch abgeschnittenes Holz gefunden. Es war mit einem Messer abgeschnitten. Wie ist das Messer hierher in das Haus zurückgekommen? Warum ist es vom Blute gereinigt, bis auf jene zwei oder drei unscheinbare Fleckchen, die dem eiligen und ängstlichen Auge entgehen konnten? Warum wurde es in der Asche verborgen? Und durch wen anders könnte das geschehen sein, als durch Ihren Mann, wenn nicht Sie selbst es gethan hätten?"

„Ich?" fragte die Frau, und der Inquirent bemerkte, wie sie plötzlich auffuhr.

Sie verfiel dann in tiefes Nachdenken.

Der Inquirent mußte sie daraus wecken.

„Sie haben auf meine Frage keine Antwort?"

„Ich weiß ja von dem Allen nichts."

„So hören Sie weiter, was Sie wissen werden, was Sie wissen müssen."

„Der Mann hat mit Ihrem Vater in Streit

gelebt. Der Verstorbene hat ihm fortwährend Aerger und Verdruß zu machen gesucht."

„Auch mir," sagte die Frau, wie vor sich hinsprechend.

„So," fuhr der Inquirent fort, „war er Ihnen längst zur Last, zur Qual, zum Abscheu geworden. Da trug sich am Sonntag Abend Folgendes zu."

Die Frau mußte plötzlich aufblicken. Aber eben so schnell schlug sie die Augen wieder nieder.

Der Inquirent aber fuhr nicht fort, seinerseits der Frau zu erzählen. Er befragte sie wieder.

„Also es war schon dunkel, als Ihr Vater am Sonntag Abend das Haus verließ?"

„Ja."

„War Ihr Vater schon vorher, am Nachmittag, ausgegangen?"

„Ich weiß es nicht. Es ist möglich."

„Hatte er vorher davon gesprochen, ob er den Abend auf Holzstehlen ausgehen wolle?"

„Nein."

„Besinnen Sie sich. Ich habe Nachricht, daß er mit Ihnen darüber gesprochen habe — mit Ihnen und mit Ihrem Manne."

Die Frau wurde unruhig. Sie sah den Inquirenten scheu, fragend von der Seite an.

„Er soll sogar," sprach der Inquirent weiter, „verlangt haben, daß Jemand mit ihm zum Holzstehlen ausgehe."

Die Frau fuhr auf ihrem Schemel in die Höhe. Sie konnte nicht antworten.

„Antworten Sie mir," sagte strenge der Inquirent.

Sie konnte es nicht. Sie war wieder hingesunken. Sie war sprachlos. Sie saß wie gebrochen.

„Jetzt oder nie!" war der Gedanke des Inquirenten.

„Ihr Vater," sprach er mit erhöhter Stimme, „war nicht allein im Walde. Er ist dort ermordet. Er trug, als er ermordet wurde, sein Messer bei sich. Das Messer wurde mit seinem Blute bedeckt. Es wurde hier im Hause wiedergefunden. Wer kann es von der Mordstelle in dieses Haus gebracht haben? Wer konnte es dort in dem Aschenhaufen verstecken? Wem hatte daran gelegen, es vorher von dem Blute zu reinigen? Wo kann der Mörder zu suchen sein? Wo anders, als in diesem Hause? Antworten Sie mir! Was haben Sie mir auf das Alles zu sagen?"

Die Frau hatte nichts auf das Alles zu sagen. Sie war in einem schweren Kampfe mit sich.

In ihrem feinen, blassen, abgemagerten Gesichte hatte sich auf den Backenknochen eine glühende Röthe zusammengezogen. Ihre Brust wogte, ihr Athem war schneller und kürzer, als der Fieberathem des kranken Kindes. Ihre Blicke flogen, wie ihr Athem, wie ihre Brust, auf das Kind, auf den Inquirenten, durch das Fenster der Stube zu dem dunkeln Nachthimmel hinauf.

„Was hat mein Mann Ihnen gesagt?" fragte sie dann zögernd.

„Sie haben mir zu antworten," erwiderte der Inquirent.

Sie verfiel wieder in tiefes, unruhiges Nachdenken.

Der Inquirent glaubte sich in der Lage, seinen letzten entscheidenden Schlag führen zu müssen.

„Sie wünschen Ihren Mann zu sprechen, ehe er zur Stadt abgeführt wird?"

„Ja," sagte sie.

„Sie wollen mit ihm Rücksprache über die Führung Ihres Hauswesens nehmen?"

„Ja."

„Es wird kaum nöthig sein."

Sie blickte überrascht, dennoch zweifelnd auf.

„Sie wollen ihn freilassen?"

„Nein. Aber ich muß auch Sie verhaften."

Sie wurde leichenblaß.

„Mich? und mein Kind — mein Kind?"

„Es wird in die Pflege der Gemeinde gegeben werden."

Sie schrie laut auf. Es war ein furchtbarer, ein herzzerreißender Schrei.

„Mein Kind! ich lasse mein Kind nicht!"

Sie wollte aufspringen. Sie konnte es nicht. Sie saß auf dem niedrigen Schemel, sie hatte das Kind auf dem Schooße; sie war die schwache Frau. So konnte sie sich nicht erheben. Sie wollte das Kind in das Bettchen legen. Sie wagte nicht, sich von ihm zu trennen; nicht für den kurzen Augenblick, daß sie aufstehen könne; als wenn es dann für immer von ihr gerissen sei.

Das Kind war wach geworden, durch ihre Bewegungen, durch ihren Angstruf. Es weinte.

„Mutter, bleibe bei mir."

Es war, als wenn es die Worte der Mutter in seinem Fieberschlummer gehört, verstanden hätte. Es war fünf Jahre alt, und in der Krankheit schärfen sich Verstand und Sinne des Kindes.

Sie erhob sich mit einer gewaltsamen Anstrengung ihrer Kräfte. Sie preßte das Kind an sich.

„Ich verlasse Dich nicht, ich scheide nur im

Tode von Dir, mein Kind, mein Gretchen, mein armes Gretchen."

Sie stellte sich vor den Criminalrath.

„Sie werden mich von meinem Kinde nicht trennen. Sie können es nicht. Sie dürfen es nicht."

„Sie haben es in Ihrer Gewalt," sagte der Inquirent ruhig.

„Ich? Ich? was muß ich thun?"

„Sie haben mir die Wahrheit nicht gesagt. Ich muß die Wahrheit erfahren."

„Die Wahrheit!"

Ein plötzlicher Entschluß stieg in ihr auf, wohl jetzt der, um den sie vorhin gekämpft hatte. Dann auf einmal ein heftiger, ein furchtbarer Kampf. Sie stand mit aufgehaltenem Athem. Alles Blut drängte sich ihr in das Gesicht. Alles Blut strömte zum Herzen, zu der kranken Brust zurück. Sie drohte zu ersticken. Ihr ganzer Körper zitterte. Ihre Kräfte verließen sie. Sie mußte das Kind auf sein Bettchen legen; sie sank auf dem Schemel vor dem Bettchen nieder. Sie bedeckte das brennende Gesicht mit den zitternden Händen.

Sie saß lange so still; ihren Körper bewegte nur das heftige Zittern. Sie sprach kein Wort.

Auch der Inquirent stand still und schweigend.

Er erwartete ruhig das Ende der entsetzlichen Krisis, des Kampfes der Mutter- und Gattenliebe. So meinte er. Er war auch nicht zweifelhaft, wem der Sieg in diesem Kampfe sein werde. Er durfte ihn nur nicht unterbrechen. Die Frau mußte zu ihm kommen.

Sie kam. Sie erhob sich langsam. Sie trat mit ruhigem Schritt vor den Inquirenten. Sie sah ihn klar, ernst an. In ihrem blassen Gesichte zeigte sich eine erhabene, fast heilige Ruhe. Sie hatte ihren festen Entschluß gefaßt.

Sie hatte noch eine Frage an den Inquirenten.

„Wenn ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe, darf ich bei meinem Kinde bleiben?"

„Ja," versicherte der Inquirent.

„So hören Sie mich." —

Sie stockte doch noch einmal. Die Zunge klebte ihr fest. Ihr Gesicht bedeckte sich mit der erschreckendsten Bläſſe des Todes.

Sie nahm sich zusammen.

„So hören Sie mich! Ich habe es gethan, ich bin die Mörderin meines Vaters."

Der Inquirent stand überrascht.

Er hatte ein anderes Bekenntniß erwartet. Aber auch dieses war ihm nach Allem nicht unwahrscheinlich: er hatte auch schon daran gedacht.

„Erzählen Sie," sagte er ruhig.

„Darf ich mich setzen, Herr Criminalrath?"

„Setzen Sie sich."

Sie konnte sich nicht mehr aufrecht halten. Sie setzte sich wieder auf ihren Schemel.

Das kranke Kind öffnete die Augen.

„Du bleibst bei mir, Mutter?"

„Ich bleibe bei Dir, mein liebes Gretchen."

Das Kind streckte ihr seine heißen Händchen entgegen.

Die Mutter küßte die kleine, magere, brennende Hand.

Sie warf einen Blick der innigsten, heiligsten Liebe auf das Kind.

„Und nun schlafe Du ruhig weiter, mein Gretchen," sagte sie dann.

Das Kind schloß die Augen wieder.

Dann wandte sie sich zu dem Inquirenten.

Sie war ruhig wie er.

Mit dieser Ruhe sprach sie:

„Ich bekenne mich schuldig. Ich habe meinen Vater getödtet. Ich will Ihnen erzählen, wie es kam und ich will dabei nichts von meiner Schuld abnehmen. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin; ich will die Strafe auf mich nehmen,

die ich verdient habe. Es kam so. Mein Vater war schon lange ein unglücklicher Mensch; ein boshafter, ein böser Mensch dachte ich, da er noch am Leben war, und wir alle Tage von ihm zu leiden hatten. Aber jetzt sehe ich es wohl ein, er war doch mehr ein recht unglücklicher Mensch. Er war unter schlechte Menschen gerathen, die ihn zum Trunk und zu manchem Anderen verführten, was nicht gut war. Da mußten wir am meisten darunter leiden, weil wir ihm am nächsten waren. Es war auch ein Unglück, ein großes Unglück. Auch wir waren wohl nicht immer gegen ihn, wie wir hätten sein sollen. So kam die Bitterkeit in die Herzen, und dann der Haß, bei ihm wie bei uns. Es waren recht schlimme Zeiten. Ich betete oft zu Gott, daß er uns Kraft geben möge, sie zu tragen, wenn er sie nicht könne an uns vorübergehen lassen. Vorüber sind sie jetzt wohl, aber nun ist Alles vorbei.

Am vorigen Sonntag sagte er Mittags am Tische zu meinem Manne: „Heute Abend gehe ich in den Stadtwald, um Holz zu holen, und Du wirst mit mir gehen."

Mein Mann erwiderte ihm: „Das werde ich nicht, Schwiegervater. Ich will durch Euch kein Dieb werden."

„Dann soll Deine Frau es werden," sagte der Vater höhnisch. „Sie soll mit."

„Euer eigenes Kind?"

„Dein Weib ist mein Kind nicht mehr."

Er sprach noch weiter. Wir antworteten ihm nicht. Wir dachten, er habe uns nur ärgern wollen, und am Abend habe er es vergessen.

Er hatte es aber am Abend nicht vergessen. Er kam in seinem gewöhnlichen alten Kittel, in dem er in den Wald ging, und mit Strick und Handbeil und Messer in unsere Stube.

Ich saß hier an dem Bette meines kranken Kindes, wie jetzt.

„Mache Dich fertig," befahl er mir.

Ich stellte ihm vor, daß ich von dem kranken Kinde nicht fort könne.

Er wollte von nichts hören. „Dein Mann ist ja da," sagte er.

Mein Mann erbot sich jetzt, mit ihm zu gehen. Er wies ihn höhnisch zurück.

„Dein Weib soll mit. Ich habe nun einmal meinen Kopf darauf gesetzt. Will sie aber nicht, auch gut, so stecke ich Euch in dieser nämlichen Nacht das Haus über dem Kopfe an; Ihr könnt dann für das kranke Kind ein anderes Obdach und für Euch ein anderes Unterkommen suchen,

denn Ihr seid dann wieder nackte Bettler, und Ihr habt dann noch dabei die Ehre, daß Euer Vater im Zuchthause sitzt, wenn er nicht gar geköpft wird."

Er war der Mann, seine Drohung wahr zu machen.

„Ich gehe mit Euch, Vater," sagte ich.

Ich stand auf; ich kleidete mich an.

Mein Mann bat ihn noch einmal, ihn statt meiner mitzunehmen.

Er lachte ihn nur aus.

„Ach, ach, Du möchtest mir wohl gerne da hinten den Kopf spalten. Dann wärt Ihr mich auf einmal los. — Aber heute noch nicht — ein andermal."

Ich war fertig.

„Nimm das Beil," sagte er zu mir.

Ich mußte das Handbeil nehmen.

Ich ging mit ihm.

Mein Mann blieb bei dem Kinde. Allein konnten wir es nicht lassen. Es lag im Fieber wie jetzt. Es verlangte oft zu trinken. Es mußte immer Jemand bei ihm sein. Es schlief gerade. Ich konnte nicht einmal Abschied von ihm nehmen. Das Herz wollte mir zerspringen vor Angst und Sorge und Schmerz.

So mußte ich mit dem Vater das Haus verlassen.

Er ging vor mir her. Er sagte nichts.

Meine Gedanken waren nur bei dem Kinde.

Aber doch nicht bei dem Kinde allein. Ich sah ja den Mann vor mir, der mir all' das Herzeleid anthat, der es mir mit recht überlegter Absicht anthat, der seine Freude daran hatte, der mich und meinen Mann schon seit so langer Zeit quälte. Und da mußte ich an die Worte denken, die er vorhin in der Stube zu meinem Manne gesagt hatte: «Du möchtest mir wohl gerne den Kopf spalten, dann wärt Ihr mich auf einmal los.» Wir hatten den Wald erreicht. Es war finster und still um uns her. Da war es mir, als wenn Jemand hinter mir herginge, der mir jene Worte zuriefe, immer und immer wieder; und bald rief es so zu mir aus jedem Busche und Baume, an dem wir vorbeigingen. Und nun mußte ich es mir selbst zurufen: «dann wären wir ihn auf einmal los.» Ich wollte mir den schrecklichen Gedanken aus dem Kopfe schlagen. Ich konnte es nicht. Wenn ich selbst schwieg, dann riefen es die Stimmen hinter mir und in den Bäumen und Büschen wieder und ich mußte nach meinem Handbeil sehen und nach dem Kopfe des

Mannes, der vor mir ging, meines eigenen Vaters! Eine ungeheure Angst kam über mich; ich schwitzte am ganzen Körper. Ich betete zu Gott, er möge mir die schrecklichen Gedanken nehmen. Nein, ich betete nicht, ich wollte es, ich konnte auch das nicht; immer riefen die Stimmen mir zu: «Spalte ihm den Kopf, dann ist auf einmal Alles vorbei.»

Wir waren zu der Stelle im Walde gekommen, wo er seine Arbeit beginnen wollte. Er schnitt mit seinem Messer die Zweige ab. Ich mußte sie von der Erde auflesen und zusammenlegen. Wir gingen dann zu einer anderen Stelle, um noch mehr zu holen, und dann zurückzukehren, um Alles nach Hause zu tragen.

Wir hatten bisher kein Wort weiter mit einander gesprochen, als daß er mir befohlen hatte, die Zweige auf einen Haufen zu legen, und dann ihm zu folgen.

Aber wie wir wieder gingen, fing er im Gehen an zu sprechen.

„Warum sagst Du kein Wort?"

„Was soll ich Euch sagen, Vater?"

„Du denkst wohl an Dein Kind?"

„Ja."

„Und daß es sterben könnte, während Du hier im Walde sein mußt —"

„Vater, warum wollt Ihr mir das Herz noch schwerer machen?"

„Und wenn es nun stürbe? — Ha, wenn Du es nachher todt fändest? Warum antwortest Du mir nicht?"

Ich konnte ihm nicht antworten. Die Stimmen waren wieder da. Ich hatte sie eine Weile nicht gehört. Jetzt hörte ich sie wieder, nur sie, nichts Anderes: «Spalte ihm den Kopf! Du hast ja das Beil in der Hand. Er geht drei Schritte vor Dir. Du brauchst nur den Arm aufzuheben. Dann bist Du ihn los, seine Bosheit, sein Quälen! Dann habt Ihr Frieden!» — Ich hörte nichts Anderes mehr. Die Gedanken verwirrten sich mir im Kopfe.

Da sprach er wieder:

„Ja, ja, Du sähest wohl lieber mich als Leiche. Aber mit mir hat es noch Zeit. Ich bin zähe. Unterdeß können Dir noch drei Kinder sterben."

Er lachte dabei so höhnisch.

Ich wußte auf einmal nicht mehr, wie mir war. Ich hörte es sausen und rauschen, in allen Bäumen und Aesten und Blättern und um mich her, im ganzen Walde. Und in dem Rauschen rief es mir immer lauter zu: «Schlage ihn todt! Schlage ihn todt!» Ich hörte dazwischen sein Lachen.

Es war mir wie das Lachen eines boshaften Gespenstes. Ich sah seine Gestalt vor mir. Es war mir, als wenn er sich gleich umdrehen müßte, mich zu packen, mich zu erwürgen. Ich mußte mich wehren. Ich war wie wahnsinnig. Da erhob ich den Arm, das Beil; ich sprang vor; ich führte einen Schlag, mit dem stumpfen Ende des Beiles, mit aller meiner Kraft, mit einer Gewalt, wie der Wahnsinn sie mir gab.

Die Gestalt vor mir stürzte nieder. Das Blut sprang hoch aus dem Kopfe hervor.

«Schlag weiter, schlag weiter!» rief es um mich her. «Sonst steht er wieder auf und tödtet Dich!»

Und ich konnte nicht anders; ich mußte mit dem Beile weiter auf ihn losschlagen, und ich hörte nichts mehr und sah nichts mehr, und ich wußte nicht mehr, was ich that.

Als ich es wieder wußte, als ich wieder sehen konnte, da sah ich meinen Vater todt neben mir an der Erde liegen, mit Blut bedeckt, den Kopf zerschlagen, und ich hatte ihn erschlagen, ich hatte meinen eigenen Vater ermordet, und eine Stimme rief es mir laut zu: «Du bist eine Mörderin, eine Vatermörderin!» Aber die Stimme war nicht mehr hinter mir, nicht mehr in den

Bäumen und Büschen, sie war mir im Herzen, im Kopfe, und ich meinte nun, ich müßte erst recht wahnsinnig werden. Ich wollte mich selbst ums Leben bringen. Da fiel mein krankes Kind mir ein. Was sollte aus ihm werden ohne mich? Da durfte auch nicht bekannt werden, daß ich die Mörderin war. Ich flog nach der Leiche; ich ließ sie liegen, wie sie lag, und eilte nach Hause zu meinem Kinde und zu meinem Manne, und mein krankes Kind war meiner Hülfe so bedürftig und mein Mann, dem ich Alles erzählte, der mir schon Alles angesehen hatte, tröstete mich und redete mir Muth zu, und ich kam wohl in aller meiner Angst und Sorge nicht recht wieder zur Besinnung; aber der eine Gedanke wollte nicht von mir weichen, daß ich nicht mehr leben dürfe, daß ich zu meinem Vater müsse, um seine Verzeihung zu erhalten. Und ich muß zu ihm. Ich habe den Tod verdient. Meines Kindes wird mein Mann sich annehmen."

Das war das Geständniß der Frau.

Ich, der Schreiber dieser Zeilen, habe es hier fast wörtlich nach den Akten abgeschrieben.

Sie hatte es bis zum Ende bis zur vollen Ruhe abgegeben, mit der sie es begonnen hatte. Zu Anfang hatte man nur gesehen, daß ein schwe-

rer Druck auf ihrem Inneren liege. Als sie geendet hatte, war auch dieser verschwunden. Sie athmete frei und leichter. Sie blickte ihr Kind mit einer klarer, stillen Liebe an. Eine Bewegung ihres Innern sah man nur an einer leichten Röthe ihrer Wangen. Aber es war keine ängstliche Bewegung. Ihre Augen glänzten und man glaubte in dem Glanze einen inneren Frieden ihres Herzens zu lesen, den sie durch das offene Bekenntniß gewonnen habe.

So hatte auch der Inquirent zum Protokoll verzeichnet, und er hatte dabei bemerkt, man habe die blasse, schöne, noch so junge Frau nicht ohne tiefe Rührung ansehen können.

Der Inquirent hatte noch einige Fragen an sie zu richten, theils zur Vervollständigung, theils zur Bestätigung ihres Bekenntnisses.

Ein gerichtliches Geständniß macht für sich allein in Criminalsachen niemals einen vollständigen Beweis. Es muß, soll es diese Wirkung haben, soll es zu einem Strafurtheil führen, nothwendig durch andere erwiesene Thatsachen unterstützt werden. So ist der alte, solide Grundsatz des deutschen Criminalprozesses. In dem modernen Strafverfahren, das mit allerlei liberalen Ideen und Institutionen einen traurigen Spiel-

prunk treibt, hat man vielfach auch diesen Grundsatz aufgegeben. Wenn ein Angeklagter sich schuldig bekennt, so nimmt man einen Beweis weiter nicht auf; er wird nicht vor die Geschworenen gestellt; der Richter wendet einfach das Strafgesetz an und verurtheilt ihn, zur Zuchthausstrafe oder auch zum Tode, wie der Schuster den Stiefel über den Leisten schlägt. Das nennt man jetzt Gerechtigkeit, weil — es in England einmal so hergebracht ist. Freilich, daß in England keine Staatsanwälte mit obrigkeitlicher Gewalt existiren, die Richter ganz anders sind als bei uns, das ganze englische Leben ein anderes ist, daran denkt man nicht.

Freilich, der geheime Inquisitionsprozeß hatte auch sein Entsetzliches!

„Was für Zweige," fragte der Inquirent die Frau, „hatte Ihr Vater im Walde abgeschnitten?"

„Es waren Fichtenzweige," war die Antwort.

Die Antwort stimmte mit dem, was der Inquirent an Ort und Stelle im Walde gefunden hatte.

„Legten Sie die Zweige in einem oder in mehreren Haufen zusammen?"

„In einem."

Die Frau sagte es dem Anscheine nach etwas

ungewiß, aber es stimmte ebenfalls mit dem Befunde im Walde.

„Wie weit von da war die Stelle, wo Sie das Verbrechen verübten?"

„Das weiß ich nicht genau. Meine Gedanken waren damals auf Anderes gerichtet."

„Würden Sie mich zu der Stelle hinführen können?"

„Ich würde es können."

„In welcher Gegend des Waldes war es?"

„Es war mitten im Stadtwalde, vom Dorfe aus rechts."

Auch das hatte der Befund ergeben.

Der Inquirent hatte noch ein paar andere Fragen zur Vervollständigung des Bekenntnisses.

„Wo haben Sie das Beil gelassen, mit dem Sie die That verübten?"

„Ich nahm es mit mir."

„Warum nahmen Sie es mit?"

„Ich dachte, es könne mich verrathen, wenn es bei der Leiche gefunden werde."

„Und das Messer?"

„Ich nahm es aus dem nämlichen Grunde mit."

„Aber Beides, Beil und Messer, gehörte Ihrem Vater; wie konnte es Sie verrathen?"

„Ich habe in der Angst nicht daran gedacht."

„Wo ist das Beil jetzt?"

„Es muß oben auf dem Boden beim Holze liegen."

„Ist es noch blutig?"

„Nein, mein Mann und ich haben Beil und Messer gereinigt."

Der Inquirent ließ auf dem Boden nachsuchen. Das Beil wurde dort gefunden. Es trug keine Blutspuren. Man glaubte es nur zu erkennen, daß es frisch gereinigt sein müsse.

So stimmte Alles; so war das Geständniß nach allen Seiten vollständig.

Es zeigte auch keinen innern Widerspruch. Die That der schwachen Frau, der Mord des Vaters durch die Tochter, erschien nach der physischen wie nach der psychologischen Seite hin vollständig erklärt.

Nur noch eine einzige Bestätigung glaubte der Inquirent hinzufügen zu müssen, und auch diese nur mehr um der Form willen. Georg Baumer, der Mann der Frau, mußte noch über ihre Angabe vernommen werden. Der Verdacht des Inquirenten war von Anfang an mit gegen ihn gerichtet gewesen, zuerst sogar mehr gegen ihn, als gegen sie; dann hatte er zwischen Beiden geschwankt, oder er hatte es dahingestellt, ob nicht

beide Ehegatten schuldig seien. Das unumwundene Geständniß der Frau hatte ihm die Zweifel auch in dieser Hinsicht genommen.

Daraus erklärte sich sein weiteres Verfahren.

Die Frau war auch bei den nachträglichen Fragen des Inquirenten ruhig geblieben. Er hatte ihre Aussagen zu Protokoll genommen. Sie hatte ihn dabei gebeten, sie die heutige Nacht noch mit ihrem kranken Kinde allein zu lassen und sie erst am folgenden Tage mit zur Stadt zu nehmen. Er hatte es ihr versprochen. Sie hatte ihn dann gefragt, ob nun auch ihr Mann noch sein Gefangener bleiben müsse.

„Vorläufig noch," hatte er ihr geantwortet.

„Aber er ist unschuldig, Herr Criminalrath."

„Ich muß ihn dennoch vorher noch einmal vernehmen."

„Und wann werden Sie das?"

Die Frage erinnerte den Inquirenten an die Zeit, und damit zugleich an Anderes.

Es war Mitternacht vorbei. Das Inquiriren, das mehrmalige Nachsuchen im Hause, das Protokolliren, es hatte manche Stunde hingenommen. Sollte der Inquirent noch ein weitläufiges Verhör beginnen, das voraussichtlich wieder mehrere Stunden wegnehmen würde? Und wo sollte er

es vornehmen? Im Dorfe waren nur zwei Orte, an denen es geschehen konnte: im Kruge; dort waren die Leute längst zu Bett; zu einem Verhöre war aber nichts vorbereitet oder sobald vorzubereiten. In dem Baumer'schen Hause, in dem er sich befand; aber hier war außer der Wohnstube nur etwa noch die Küche geeignet zum gerichtlichen Verhandeln und Niederschreiben des Verhandelten.

In der Wohnstube konnte der Mann nicht vernommen werden, weil dies nicht in Gegenwart der Frau geschehen durfte, und die Frau mit dem kranken Kinde unterdeß in die kalte, nach allen Seiten offene Küche zu schicken, erschien dem Inquirenten grausam. Aber auch eine Vernehmung des Mannes in der Küche nebenan mußten der armen Frau ihre Nachtruhe vollends rauben und sie bedurfte deren so sehr.

Auch der Criminalrath selbst war müde und abgespannt; mit ihm waren es die anderen Gerichtspersonen.

So faßte er einen Entschluß.

„Sie werden," sagte er zu der Frau, „heute Nacht hier bleiben; morgen früh werde ich Sie mit Ihrem Kinde zur Stadt bringen lassen. Ich werde für einen wohlverschlossenen Wagen sorgen,

und ein Arzt wird sofort Ihrem Kinde die ärztliche Hülfe leisten. Ihr Mann wird heute Nacht, jetzt gleich mit mir hinfahren."

„Darf ich Abschied von ihm nehmen?" fragte die Frau.

„In meiner Gegenwart," sagte der Inquirent.

„Ich will ja nur Abschied von ihm nehmen."

Der Inquirent ertheilte dem Gerichtsschreiber den Befehl, den Gefangenen, der noch in der Küche war, in die Stube zu führen.

Der Mann trat mit dem Gerichtsschreiber in die Stube.

Sie ging ihm ruhig entgegen. Sie reichte ihm die Hand.

„Ich habe Alles bekannt, Georg."

„Christine!" rief er erschrocken.

„Ich bin ja die Mörderin! Ich mußte die Last vom Herzen haben."

Der Mann brach zusammen. Er war einen Augenblick sprachlos. Dann rief er laut:

„Nein, nein. Du bist nicht die Mörderin. Du hast nichts zu bekennen. Herr Criminalrath, sie hat nichts zu bekennen —"

Er wollte zu dem Inquirenten stürzen.

Die Frau hielt ihn zurück.

„Fasse Dich, Georg. Es mußte so sein. Ich trage nun einmal die Schuld."

„Nein, nein!" rief der Mann wieder.

„Georg, mein lieber Georg," sagte die Frau mit ihrer stillen, ergebenen Ruhe, „glaube mir, es mußte so sein. Und nun komme mit mir zu unserem Kinde. Nimm Abschied von ihm. Der Herr Criminalrath hat mir erlaubt, daß ich es mit mir in das Gefängniß nehmen darf; da wirst Du es in langer Zeit nicht wieder sehen, bis — bis ich todt bin, Georg."

Sie hatte ihn zu dem schlummernden Kinde gezogen. Er hatte sich wie bewußtlos hinziehen lassen.

Sie legte an dem Bettchen das Gesicht auf seine Schulter. Sie mochte ermüdet und erschöpft genug sein, die arme Frau, erschöpft bis zum Tode.

So sprach sie zu ihm, auch von ihrem Tode, und zuletzt flüsterten ihre Lippen leise an seinem Ohre, und —

Und das Entsetzen fing an, mich, den Schreiber dieser Zeilen, zu fassen, als ich das, was ich zuletzt erzähle, in den Acten las.

Welche unendliche Kraft hatte die arme Frau,

als sie so, auf den Tod erschöpft, heimliche Worte in das Ohr ihres Mannes flüsterte!

Der Inquirent ließ sie gewähren.

Das Verbrechen ist ein Unglück; das schwere Verbrechen ist ein schweres Unglück.

Der Inquirent hatte ein braves Herz, und das brave Herz empfand Mitleid mit dem Unglücke der Frau, der beiden Gatten. Sein Eifer litt es: er hatte ja das Ziel bereits erreicht, das er erreichen wollte, das er nur erreichen konnte: ein glaubwürdiges Geständniß. Er meinte so.

Das war das schwerste Unglück. —

Die Frau flüsterte heimliche Worte in das Ohr ihres Mannes.

Der Mann zuckte heftig zusammen.

Die Frau sprach wieder leise zu ihm.

Dann standen sie Beide lange stumm an dem Bettchen des Kindes, und sahen auf das kranke Kind hernieder. Ihre Hände lagen in einander.

Dann ließ die Frau den Mann los.

„Gute Nacht, Georg," sagte ihre klare, milde Stimme.

„Gute Nacht," wollte er sagen. Er konnte es vor Schluchzen nicht.

„Geh, geh!" drängte sie ihn.

„Nein, Christine —“ rief er mit furchtbarer Anstrengung.

„Georg, Georg!“ bat sie.

Sie nahm seinen Arm. Sie zog ihn wieder an das Bettchen. Sie zeigte auf das Kind. Sie sprach nichts dabei.

Er bedeckte sein Gesicht.

Dann ging er langsam aus der Stube.

Als er fort war, sank die Frau wie gebrochen auf ihren Sitz zurück. Alle ihre Kraft schien sie verlassen zu haben. Sie legte den Kopf auf den Rand des Bettchens. So lag sie stumm.

Der Criminalrath verließ mit seinem Actuar die Stube.

Zwei Gerichtsdiener ließ er in dem Hause, um die Frau zu bewachen und am andern Morgen, mit ihrem Kinde, in die Gefängnisse des Criminalgerichts zu bringen.

Mit dem Manne fuhr er dann in der Nacht zur Stadt zurück.

Er hatte ein schweres Verbrechen entdeckt. Sein Eifer war durch ein ausführliches, offenes Geständniß so schnell und vollkommen belohnt worden, wie er es nicht erwartet hatte. Er war gewiß zufrieden damit und mit sich.

Es fehlte ihm nur noch die letzte Bestätigung

jenes Geständnisses. Der Mann der Mörderin mußte sie ihm geben.

Aber das war ihm freilich, wie schon gesagt, nur noch eine Formalität.

Am anderen Morgen ließ er den Mann vorführen.

Georg Baumer erschien abgespannt, aber ruhig und gefaßt.

„Ihre Frau hat mir ein vollständiges Bekenntniß abgelegt," empfing ihn der Inquirent.

„Ja, Herr Criminalrath."

„Erzählen auch Sie mir jetzt Alles aufrichtig."

„Gegen meine eigene Frau?" fragte der Mann.

„Es muß so sein."

Der starke, gefaßte Mann erschien doch erschüttert.

„Fragen Sie mich, Herr Criminalrath."

„Mit wem war Ihr Schwiegervater am Sonntag in den Wald gegangen?"

„Mit meiner Frau."

„Wo waren Sie unterdeß?"

„Bei unserem kranken Kinde."

„Warum ging Ihre Frau mit ihm?"

„Er verlangte es, um uns zu kränken, um uns als Holzdiebe den Leuten hinzustellen."

„Verlangte er es nur von Ihrer Frau?“

„Ja.“

„Nicht auch von Ihnen?“

„Nein.“

„Besinnen Sie sich. Ihre Frau sagt das Gegentheil.“

„Dann mag es auch wohl so sein. Ja, ja, ich besinne mich. Ich erklärte ihm, daß ich nicht mit ginge. Da forderte er es von meiner Frau.“

Es war ein Widerspruch gegen die Aussage der Frau gewesen; aber nur in einem Nebenpunkte, und er war sofort gehoben. Der Inquirent legte kein Gewicht darauf.

„Wann kam Ihre Frau zurück?“ fuhr er fort.

„Es war spät in der Nacht.“

„Was theilte sie Ihnen mit?“

„Das Unglück, was geschehen war.“

„Wie erzählte sie es Ihnen?“

„Sie war verwirrt, wie von Sinnen. Ich war es mit ihr. Hätte ich das Blut nicht gesehen an dem Beile und an dem Messer, ich hätte es nicht geglaubt. Sie konnte kaum sprechen. Sie sagte nur, wie es so auf einmal über sie gekommen sei, wie sie gemeint hätte, Stimmen zu hören, die ihr zuriefen, daß sie es thun solle; wie sie zuletzt gar nicht mehr gewußt habe, was mit

ihr sei, was sie thue. So sei es auf einmal geschehen. — Wir waren Beide sehr unglücklich."

Die Frage des Inquirenten war damit nicht beantwortet. Sie war sogar in gewisser Weise umgangen. Der Inquirent kam gleichwohl nicht auf sie zurück.

„Wo ließen Sie Beil und Messer?" fragte er nur noch.

„Ich reinigte sie von dem Blute und verbarg sie dann."

„Sie thaten das?"

„Ja."

„Ihre Frau sagt, Sie hätten es Beide gemeinschaftlich gethan."

„Wenn meine Frau das sagt, so wird es so gewesen sein. Ich war so erschrocken, daß ich nicht mehr Alles genau behalten habe."

Das Verhör war damit geschlossen.

Der Mann wurde entlassen, freigelassen.

Er fragte den Inquirenten, ob er seine Frau, die unterdeß mit dem Kinde eingetroffen sein werde, sprechen könne?

„Nachdem sie noch einmal verhört sein werde," versprach ihm der Inquirent.

Ueber das Benehmen des Mannes während

seiner Vernehmung war nur bemerkt, daß er sehr niedergeschlagen gewesen sei.

Die Frau war unterdeß eingetroffen und mit ihrem Kinde in dem Gefängnisse aufgenommen.

Der Inquirent hatte dafür gesorgt, daß sie eine geräumige, gesunde Zelle erhielt, in welcher sie zugleich Bequemlichkeiten für ihre und ihres Kindes Pflege fand. Der Gefängnißarzt hatte sofort Mutter und Kind besucht.

Nach der Entfernung des Mannes ließ der Inquirent die Frau vorführen.

Sie war ruhig, klar und ergeben, wie er sie in der Nacht verlassen hatte.

Sie dankte ihm mit Herzlichkeit für die Pflege, die sie und ihr Kind gefunden hätten.

Er hielt nur ein kurzes Verhör mit ihr ab.

Sein Zweck war nur, sie ihr gestriges Geständniß wiederholen zu lassen. Die Praxis hat gern ein wiederholtes Geständniß, wenn auch die Wiederholung gesetzlich nicht erforderlich ist.

Die Frau wiederholte ihre Angaben der Nacht.

„Haben Sie meinen Mann schon vernommen?" fragte sie dann.

Sie sagte es mit einer gewissen Aengstlichkeit.

Der Inquirent bezog die Aengstlichkeit auf die Ungewißheit über das Schicksal ihres Mannes.

Er bejahte die Frage.

„Ihr Mann ist noch hier," setzte er hinzu, „und er wünscht Sie vor seiner Rückkehr nach Hause zu sprechen."

Sie besann sich. Sie wurde unruhig. Sie konnte keinen Entschluß fassen.

„Nein," sagte sie zuletzt, „es ist doch besser, er sieht mich jetzt nicht."

„Sie wollen ihn also nicht sehen?"

Sie hatte sich völlig entschieden.

„Es würde mich und ihn zu sehr angreifen," antwortete sie. „Nach einiger Zeit wird es besser sein, wenn wir Beide wieder ruhiger geworden sind. Sagen Sie ihm das, Herr Criminalrath."

Sie war wieder ruhig, als sie das gesagt hatte; es war, als wenn ihr leichter um das Herz gewordn wäre.

Der Inquirent theilte ihrem Manne mit, was sie gesagt hatte.

Der Mann seufzte schwer auf; er sagte nichts.

Die eröffnete Criminaluntersuchung gegen die Ehefrau des Bauern Baumer, Christine geborne Lehmann, wegen Vatermordes, nahm ihren ordnungsmäßigen Verlauf. Die ärztliche Untersuchung hatte ergeben, daß die dem verstorbenen Christoph Lehmann zugefügten Verletzungen ab-

solut tödtlich gewesen und daß er in Folge derselben sofort und unmittelbar seinen Tod gefunden habe. Die Aerzte hatten ferner bestätigt, daß zwischen ihrem Befunde an der Leiche und den Angaben der Inquisitin über die Art und die Umstände der Tödtung kein Widerspruch bestehe. Die Inquisitin verblieb bei ihrem Geständnisse. Das schlechte Verhältniß zwischen ihr und ihrem Ehemann einerseits und dem Getödteten andererseits war durch eine Menge Zeugen festgestellt. So wurde die Untersuchung abgeschlossen. Mit der Inquisitin wurde noch das artikulirte Verhör abgehalten. Sie verblieb auch in diesem bei ihrem Geständnisse. Sie wurde durch einen Advokaten schriftlich vertheidigt. Der Vertheidiger beantragte in erster Linie ihre Freilassung, weil sie zur Zeit der That in einer völligen Verwirrung ihrer Sinne, daher nicht zurechnungsfähig gewesen sei, wie der Umstand bewiese, daß sie von allen Seiten Stimmen gehört, die ihr die That befohlen hätten. In zweiter Linie suchte er darzuthun, daß kein vorher überlegter Mord, sondern nur ein im Affekt beschlossener und verübter Todtschlag vorliege.

Die Akten wurden zum Spruch vorgelegt.

Das Erkenntniß wurde abgesandt.

Das Urtheil lautete auf schuldig des Vatermordes. Die Frage der Zurechnungsfähigkeit war leicht beseitigt. Die Inquisitin habe, nach ihren eigenen, stets wiederholten Angaben über ihre That fortwährend gewußt, was sie gethan; sie habe daher mit vollem Bewußtsein gehandelt. Daß sie jene Stimmen wollte gehört haben, sei nur ein Beweis ihrer inneren Aufregung, in der sie sich allerdings befunden habe. Diese Aufregung hinwiederum sei aber hervorgegangen aus ihrem langen und heftigen Kampfe mit sich, ob sie die That vornehmen solle oder nicht. Daraus wurde dann ferner der Schluß gezogen, daß das Verbrechen sich als Mord und nicht als Todtschlag darstelle. Ein solcher Kampf um Thun und Nichtthun sei eben Ueberlegung, enthalte Nachdenken, mithin Ueberlegung, und schließe also den Affekt aus, der eben ein Zustand sei, in welchem der Mensch nicht überlegen könne. Bei einem Affekt zudem entstehe der Vorsatz, zu tödten, plötzlich und auf einmal, und er würde sofort ausgeführt. Hier sei die Inquisitin durch langes ruhiges Nachdenken zu ihrem Entschlusse gelangt. Sie habe zuerst an die Worte des Erschlagenen denken müssen: «Ihr möchtet mir wohl gerne den Kopf spalten.» So hätten Gedanken

und Vorsätze sie langsam, von Stufe zu Stufe immer weiter geführt, bis der letzte entsetzliche Entschluß gefaßt und ausgeführt sei.

Das Urtheil lautete, daß Inquisitin mittelst des Rades von oben vom Leben zum Tode zu bringen sei.

Der Inquirent publicirte ihr das Urtheil.

Die Akten hatten lange bei dem Spruchrichter gelegen. Relation und Correlation und Förmlichkeiten und Anderes hatten Monate weggenommen.

Der Inquirent hatte in der Zeit die Inquisitin nicht gesehen. Sie war nicht zu vernehmen. Sie hatte nicht verlangt, ihn zu sprechen. Von dem Arzte und den Beamten des Gefängnisses hatte er erfahren, daß sie sehr hinfällig geworden sei; ihr Brustleiden habe zugenommen, sie müsse manchmal ganze Nächte hindurch husten.

Ihr Kind war längst genesen. Die Kunst des Arztes, die Sorge der Mutter, die Pflege in dem geordneten Haushalte des Gefängnisses hatten ihm schon in wenigen Wochen die volle Gesundheit wiedergegeben. Es war ein schönes, kräftiges Kind geworden.

Nach der Einrichtung des Gefängnisses hätte es darauf von der Mutter getrennt, seinem Vater

zurückgegeben werden müssen. Der Inquirent hatte aber der Frau versprochen, daß es bei ihr bleiben solle. Der Arzt erklärte, es würde der Tod der Mutter sein, wenn man in der Einsamkeit der Haft, bei ihrem kranken, reizbaren Wesen, das Kind von ihr reiße. Das Kind konnte oft im Freien sein, der Aufenthalt im Gefängnisse war ihm nicht schädlich. So ließ man es ihr.

Der Inquirent fand die Frau in der That sehr verändert, als sie zur Publication des Urtheils ihm vorgeführt wurde. Sie war außerordentlich abgemagert; ihr Gesicht war wie durchsichtig; ihre Wangen hatten ganz die feine Röthe, ihre Augen ganz den wunderbaren, traurigen Glanz der Auszehrung.

Sie trat dennoch in gerader Haltung, mit festen Schritten in das Gerichtszimmer. Sie kannte den Zweck, zu dem sie vorgeführt war. Sie hatte sich mit aller ihrer Kraft, vielleicht ihrer letzten, gewaffnet.

Der Inquirent las ihr das Urtheil vor.

Sie hörte Anfangs mit der größten Ruhe und Fassung zu.

Als sie aber die Worte hörte, sie solle vermittelst des Rades von oben vom Leben zum Tode gebracht werden, sank sie doch zusammen.

Der Inquirent ließ sie auf einem Stuhle nieder.

Auch eine Vatermörderin kann eine Unglückliche sein, der Niemand das Mitleid versagen möchte.

Und es giebt ein noch schwereres Unglück.

Sie saß lange stumm.

Dann hatte sie sich wieder fassen können.

„Mittelst des Rades, Herr Criminalrath?“ fragte sie dann. „Wie geschieht das?“

„Erlassen Sie mir die Beschreibung,“ sagte der Inquirent.

„So schrecklich ist es? Daß ich sterben müsse, wußte ich wohl. Ich war darauf gefaßt, aber — Gott wird mir ja gnädig sein.“

„Sie können appelliren,“ sagte der Inquirent.

„Würde es mir helfen?“

„Ich kann Ihnen keine Hoffnungen machen.“

„Dann —“

Sie schauderte; sie konnte nicht weiter sprechen.

„Ich würde Ihnen dennoch rathen, zu appelliren,“ sagte der Inquirent. „Ihr Mann würde es ohnehin für Sie, der nach den Gesetzen befragt werden muß, wenn Sie bei dem Urtheil sich beruhigen würden.“

Sie war plötzlich erschrocken.

„Mein Mann? Nein, nein, ich will selbst appelliren.“

Der Inquirent nahm ihre Erklärung zu Protokoll. Er erledigte die Formalitäten, die zur Begründung des Rechtsmittels erforderlich waren

„Wollen Sie Ihren Mann jetzt nicht sprechen?“ fragte er sie dann.

Sie hatte Ihren Mann, seitdem sie im Gefängnisse war, nicht wiedergesehen. Sie hatte kein einziges Mal Verlangen getragen, ihn zu sprechen. Der Mann war einige Male dagewesen und hatte sich erkundigt, ob er sie sehen könne. Sie hatte ihm das Kind hinausgeschickt. Aber sie selbst hatte ihn nicht sehen wollen; es würde sie und ihn sehr angreifen, das war immer wieder ihr Grund.

Der Mann hatte dann nicht weiter auf seinem Wunsche bestanden, und wenn er über dem blühenden Gesichte des Kindes sich still ausgeweint hatte, war er still wieder fortgegangen.

„Grüße tausend — und tausend Mal Deine Mutter, Gretchen,“ das war das Einzige, was er gesagt hatte.

„Wollen Sie Ihren Mann jetzt nicht sprechen?“ sprach der Inquirent wieder.

„Später!“ war ihre Antwort. „Ich habe ja noch Zeit.“

Der Inquirent mochte wohl den Kopf zu der kurzen, ruhigen Antwort schütteln, aber einen weiteren Eindruck hatte sie nicht auf ihn gemacht.

Er ließ die Frau in das Gefängniß zurückführen.

Nach acht Tagen meldete sich ihr Mann.

Das Todesurtheil gegen die Frau war in der Gegend bekannt geworden.

Er war verstört; er bat dringend um eine Unterredung mit seiner Frau.

Es sei ihr jetzt unmöglich, ließ sie ihm sagen. Aber bald. Er möchte sich noch gedulden.

Der Mann war wie ein Wahnsinniger fortgestürzt.

Die Akten wurden an den zweiten Richter versandt.

Das zweite Urtheil ließ ebenfalls lange auf sich warten.

Es wurde nicht mehr nöthig.

Ein Gefängnißbeamter bat eines Tages den Inquirenten, in die Gefängnisse zu kommen: die Gefangene, Frau Baumer, wünsche ihn zu sprechen. Sie solle sehr krank geworden sein.

Der Inquirent ging hin.

Vor der Zelle empfing ihn der Arzt.

„Es steht schlecht mit der Gefangenen," berichtete ihm dieser. Sie hat einen heftigen Blutsturz gehabt. Er kann sich jeden Augenblick wiederholen; sie kommt dann nicht mehr mit dem Leben davon."

Der Inquirent trat in die Zelle.

Sie lag in ihrem Bette.

Sie lag wie eine Sterbende, aber wie eine ruhig Sterbende.

Ihr Kind stand vor ihr. Sie hielt seine beiden Händchen gefaßt.

Eine Wärterin stand am Fußende des Bettes.

„Wollen Sie mich allein sprechen?" fragte der Inquirent die Kranke.

„Nein," erwiderte sie. „Ich wollte Ihnen nur meinen Dank sagen — für Alles — o, ich habe Ihnen so viel zu danken, und auch dieses Kind."

„Soll ich nicht Ihren Mann herholen lassen?" fragte der Inquirent.

„Sie können zu ihm schicken — er wird mich ja doch nicht mehr am Leben treffen. Aber doch, es ist besser, Sie schicken morgen zu ihm. Er kann dann das Kind mitnehmen. So lange ich lebe, möchte ich es bei mir behalten."

Sie sprach Alles mit schwacher leiser Stimme, aber so unendlich ruhig und klar.

„Haben Sie sonst keinen Wunsch?“ fragte der Inquirent sie.

„Keinen. Ich wollte Ihnen nur danken.“

Er nahm ihre Hand. Sie konnte sie noch leise drücken.

Er mußte sie verlassen.

In der Nacht war sie gestorben. An einem Husten war sie erstickt.

Ihr Mann hatte am andern Tage das Kind abgeholt.

Mit dieser Notiz schlossen die Akten.

Entsetzen hatte mich ergriffen, während ich sie las.

Und dann doch wieder war ein Gefühl der Bewunderung über mich gekommen.

Hier war ein Justizmord verübt.

Aber die vom Gerichte Gemordete hatte es so gewollt, mit einer Aufopferung und mit einer Willenskraft, wie nur die heiligste Liebe der Mutter und Gattin ihrer fähig ist.

Nicht die Frau hatte ihren Vater gemordet.

Ihr Mann war der Mörder.

Sie hatte sich für ihn als die Mörderin angegeben.

Sie war krank, schwach, sie fühlte den Todeskeim in ihrer Brust; noch ein Jahr höchstens war

ihr Frist gegeben. Dann mußte sie aus diesem Leben scheiden, von ihrem Kinde sich trennen. Was sollte dann aus dem Kinde werden, dessen Vater als Mörder hingerichtet, das nun völlig eine Waise war? Das Kind war kaum fünf Jahre alt; es war zart gebaut, es war so schön: sie liebte es so sehr, über Alles. Es sollte dann unter und von fremden Menschen herumgestoßen, es sollte auf Kosten der Gemeinde bei den rohesten, verwildertsten Menschen der Gemeinde untergebracht werden, durch öffentliche Versteigerung an den, der am wenigsten forderte. Da sollte es hungern, frieren, zum elenden Krüppel mißhandelt werden! Wollte doch der Inquirent schon gleich an jenem Abend das Kind der Pflege der Gemeinde übergeben! Wenn sie aber auch noch ein Jahr oder ein paar Jahre länger am Leben blieb, das Schicksal des armen Kindes erfüllte sich dann nur um die kurze Frist später, und vielleicht auch das nicht einmal. Was sollte sie, die schwache, immer kränkelnde Frau, die nicht arbeiten, die nichts verdienen konnte, die keinen Verwandten und keinen Freund hatte, was sollte sie anfangen ohne ihren Mann? Mußte sie nicht selbst der Sorge und Pflege der Gemeinde anheimfallen, mit ihrem Kinde öffentlich versteigert,

verworfen und mißhandelt werden, sie hier, das Kind da?

Alles war anders, wenn ihr Mann am Leben blieb, wenn sie statt seiner die Mörderin gewesen war.

Das Alles wurde ihr schon klar, als das Messer aufgefunden war, als die Vorstellungen des Inquirenten ihr keinen Zweifel darüber lassen konnten, daß der Mörder entdeckt werden müsse, wenn nicht sie, auf der noch der Verdacht mit ruhte, durch ein Geständniß, durch die Uebernahme der Schuld auf sich, der Entdeckung der Wahrheit zuvorkomme.

Daher jenes tiefe Nachsinnen, daher jener schwere Kampf in ihrem Innern an dem Bettchen des kranken Kindes. Der Inquirent bezog darauf ihre Mitschuld.

Da sah der Inquirent sich in der Lage, den letzten entscheidenden Schlag gegen sie zu führen. Er drohte ihr, sie von dem kranken Kinde zu trennen und es der Pflege der Gemeinde zu übergeben.

Sie schrie laut und furchtbar auf.

„Werde ich bei meinem Kinde bleiben, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage?“ fragte sie den Inquirenten.

„Ja,“ versprach er ihr.

Sie war fertig mit sich.

Sie bekannte sich als die Mörderin.

Das war die Wahrheit, die sie sagte.

Der Inquirent glaubte ihr.

Er war eifrig und vorsichtig gewesen. Aber vorsichtig nur um seines Eifers willen, um ein Geständnisse zu erlangen. Als er es hatte, wurde er fast eben so sorglos.

Die Frau mußte ihren Mann von ihrem Geständnisse in Kenntniß setzen; sie mußte ihn überreden, seine Schuld als die ihrige anzuerkennen; es konnte nur durch einen schweren Kampf geschehen, auch wenn sie, was wahrscheinlich war, schon früher mit ihm darüber gesprochen hatte.

Der Inquirent war unvorsichtig genug, ihr volle Zeit und Gelegenheit dazu zu verschaffen.

Es geschah in seiner Gegenwart. Er war der unmittelbare Zeuge des entsetzlichen Kampfes der beiden unglücklichen Menschen. Er verzeichnete dessen Umstände sogar zum Protokoll. Er sah nur den Schmerz der Trennung der Gatten darin.

Freilich, ein Verdacht und zwar ein dringender Verdacht gegen die Frau war schon früher rege geworden; sie hatte ihr Geständniß vollkommen freiwillig abgelegt; und dieses Geständniß entsprach überall den bereits anderweit ermittel-

ten Umständen und trug alle Zeichen der vollen innern Wahrheit. Namentlich konnte die Entstehung und Ausbildung des Gedankens der Tödtung, das Reifen des Entschlusses, der Kampf dann noch, und endlich die plötzliche Ausführung vielleicht nicht wahrer und treuer geschildert werden. So ist in hundert und hundert unglücklichen Mördern durch ein einziges Wort der Gedanke des Mordes geweckt worden; so haben Stimmen ihnen leise und lauter immer von neuem zugerufen: thue es, thue es! Sie haben dann mit sich gekämpft und gerungen; sie haben zu Gott um Erbarmen bitten wollen und haben es nicht gekonnt. Es hat zuletzt in allen Bäumen und Zweigen und Blättern rund um sie her geschwirrt und gerauscht und gerufen: Du mußt es thun, Du mußt — und es war geschehen. Das hatte die Frau Alles so wahr und treu beschrieben.

Aber war es nicht natürlich, daß der Mann, als er von seiner That heimkehrte, und der Tochter den Mord ihres Vaters mittheilen und sein Verbrechen und sein Unglück der treuen liebenden Gattin klagen mußte, als er ihr da Wort für Wort alles erzählte und entdeckte, was in ihm und mit ihm sich zugetragen hatte? Und wie sie

nun die Schuld auf sich nahm, da stand das Alles so lebhaft in dem Gedächtniß und in der Phantasie der durch Krankheit und Angst aufgeregten Frau, daß sie es mittheilen konnte, als sei es ihr selbst begegnet, daß sie den Inquirenten täuschen konnte, daß alle die Richter und Aerzte, die nachher die Akten studiren mußten, von gleicher Täuschung sich befangen ließen.

Aber Eins hätte der Inquirent doch nicht unterlassen dürfen. Er mußte die Frau in den Wald bringen, in dem das Verbrechen geschehen war. Sie mußte dann selbst ihn zu der Mordstelle führen; sie mußte ihm den Ort anzeigen, wo ihr Vater die Fichtenzweige abgeschnitten, den Platz, wo sie diese zusammengelegt, die Stelle endlich, wo sie den Mord verübt hatte. Erst dann konnte ihr Geständniß als glaubwürdig feststehen.

Und sie hätte die Stellen nicht anzeigen können, und die Wahrheit war ermittelt.

Warum der Inquirent das nicht that? Warum die Gerichte, die Spruchrichter es nicht noch hinterher anordneten? Wie sie Alle befangen und getäuscht bleiben konnten, selbst da noch, als die Frau immer und immer sich hartnäckig weigerte, ihren Mann zu sehen, in der Furcht, ihr Anblick

werde ihn schwach machen, zum Bekenntnisse ihrer Unschuld und seiner Schuld bewegen?

Es liegt ein Erklärungsgrund dafür vor, und er liegt nahe: Sie standen Alle mitten in dem Ereignisse, unter dessen unmittelbarer Einwirkung; sie konnten sich nicht über ihm zu einem freien Blicke erheben. Und dann — sie lasen die Akten als Criminalrichter.

Dennoch mochte Mancher von ihnen von erheblichen Zweifeln erfaßt worden sein und eine Vervollständigung der Untersuchung, namentlich in der oben angegebenen Richtung beantragt haben. Aber er war eben in der Minorität geblieben, und die Majoritäten entscheiden ja.

Gebt uns Volksgerichte mit Einstimmigkeit!

Aber keine Volksgeschworenen nach französischem Muster! —

Ich mußte Gewißheit über meinen Verdacht haben, nach der einen oder andern Seite.

Ich mußte vorsichtig verfahren. Der Inquirent lebte noch; er war Mitglied des Gerichtes. Er war ein braver Mensch.

Ich theilte Niemandem meinen Verdacht mit. Ich erkundigte mich nur bei den Gerichtsbeamten, ob Georg Baumer noch am Leben sei. Man wußte es nicht.

Ich fuhr am nächsten Tage nach Berghausen.

Ich fuhr mit schwerem Herzen hin.

Seit dem Tode der Frau waren sechs Jahre verflossen.

Wenn der Mann noch am Leben war? Was dann? Sollte ich ihn noch jetzt als Mörder, als doppelten Mörder auf das Schaffot bringen?

Ich kehrte in dem Krug des Dorfes ein.

Georg Baumer war todt, erfuhr ich auf meine Frage nach ihm. Er war vor ungefähr einem Jahre gestorben. Weiter wußte man im Kruge nicht viel von ihm. Man verwies mich über Näheres an den Pfarrer oder Schulzen des Dorfes.

Ich ging zu dem Pfarrer.

Er war ein alter, würdiger Mann.

Er hatte dem verstorbenen Georg Baumer in dessen letzten Stunden den Trost der Religion gebracht.

Ich machte ihn unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit meinem Verdachte bekannt.

Er wollte das Siegel der Beichte nicht verletzen.

Als ich ihm dann aber eröffnete, wie hauptsächlich eine dringende, heilige Pflicht mich hergeführt habe, und wie es auch für ihn Pflicht sei, mich in deren Erfüllung zu unterstützen, da sagte er:

„Handeln Sie, als wenn Ihr Verdacht begründet sei.“

Georg Baumer war der Mörder.

„Wie ist er gestorben?“ fragte ich den Pfarrer.

„Wie ein Mann, dem der Herr die schwerste Buße auferlegt hat, eine Buße, so schwer, daß die Sprache keinen Ausdruck dafür kennt, der sie aber mit dem Bewußtsein auf sich nimmt, daß er dadurch mit sich und mit seinem Gott versöhnt sei. Freilich erlag er frühzeitig dem schweren Drucke.“

„Und sein Kind?“ fragte ich noch.

„Es lebt und es geht ihm wohl. Ich selbst habe mich seiner angenommen und seine Zukunft ist gesichert. Sein Vater war in den wenigen Jahren, die ihm noch zu leben gegönnt waren, fleißig und arbeitsam gewesen, und ein Segen hatte auf seiner Arbeit geruht. Wenn seine Tochter großjährig wird, so ist sie Eigenthümerin eines der besten schuldenfreien Bauerngüter des Dorfes.“

Die Pflicht, die ich noch zu erfüllen hatte?

Der Inquirent durfte kein Criminalrichter bleiben. Er war noch immer der eifrige Inquirent. Sein Eifer durfte kein zweites Unglück hervorbringen. Ich schlug ihn aus irgend einem

plausiblen Grunde zu einer besseren Stelle bei einem Civilgerichte vor. Er erhielt sie.

Welch ein schweres Unglück er angerichtet hatte, hat er nie erfahren.

Er ist vor einem halben Jahre gestorben.

Da durfte ich jetzt diese Geschichte erzählen.

Leipzig,
Druck von Alexander Edelmann.

[illegible]rer
[illegible]erel